



Konfrontation

Angehende Mediziner müssen lernen, mit dem Tod umzugehen
Perspektive - Seite 3

Isolation

Unirektorin Beate Schücking sitzt zwischen den Stühlen
Hochschulpolitik - Seite 5

Migration

Ein Roma erzählt seine deutsch-mazedonische Lebensgeschichte
Thema - Seite 10 & 11



campustravel.de

universitätsstraße 20 · 04109 Leipzig
leipzig@campustravel.de

Sternenkrieg

Ein neuer Stern ist endgültig am schwarz-rot-goldenen Parteienfirmament aufgegangen. Als professorales Irrlicht in Hamburg in die Welt gesetzt, entwickelte die AfD eine ungeahnte Strahlkraft und expandierte zu einem veritablen Himmelskörper. Das aggressive Licht des neuen Stern verführte so manchen Michel. Aus allen Richtungen machten sie sich auf den rechten Weg zur Urne. Den etablierten Fanzellichtern stößt dies bitter auf, führt dieser Weg doch weg von ihren eigenen Töpfen. Ein probates Mittel gegen den braunen Zwerg haben sie indes noch nicht gefunden.

Abhilfe könnte da ein Vorstoß der geistig vertriebenen Unionsvordenkerin Erika Steinbach leisten. Mit Adleraugen hat sie den neuen Kontrahenten bis auf den giftigen Kern analysiert und verstanden: Der beste Umgang mit Neuankömmlingen ist die Integration. So reicht sie ihre geübte Hand der Versöhnung gen Lucke und offeriert ihm die Blendgranate vermeintlicher Machtoptionen. Dahinter steckt selbstverständlich Kalkül, weiß Steinbach doch, einmal in die Nähe gelockt, verschluckt das schwarze Loch zuverlässig selbst den grellsten Stern.

1.042 gute Gründe, die Uni zu schwänzen

Großkundgebung gegen Hochschulkürzungen am 25. Juni in Leipzig

Seit 2011 schwebt eine Zahl wie ein Damoklesschwert über den sächsischen Hochschulen: 1.042. So viele Stellen möchte das sächsische Wissenschaftsministerium bis 2020 abgebaut sehen. Seit 1993 wurden bereits gut 4.000 der einst 13.000 Stellen gestrichen – während sich gleichzeitig allein an der Uni Leipzig die Zahl der Studenten von 17.500 auf knapp 30.000 erhöht hat. Der Freistaat begründet seine Kürzungspläne vor allem mit den perspektivisch angeblich einbrechenden Studienanfängerzahlen. Diese bleiben jedoch – anders als ursprünglich prognostiziert – landesweit konstant bei jährlich mehr als 20.000. Eine aktuelle Prognose sagt auch bis 2025 keinen Einbruch voraus. Zu einer Korrektur der sächsischen Hochschulpolitik hat dies indes bislang nicht geführt.

Der Unisenat beschloss derweil im Mai, dass am Demo-Nachmittag des 25. Juni „keine Prüfungs- oder Prüfungsvorleistungen abgenommen oder prüfungsrelevante Inhalte vermittelt werden sollen“. Es dürfte also voll werden auf Leipzigs Straßen.

rlo



Unter dem Motto „Kürzer geht's nicht“ wollen Tausende gegen Bildungskürzungen auf die Straße gehen

Foto: mdo

Ein neuer Mann an Schückings Seite

Dekan Thomas Hofsäss tritt Nachfolge von Prorektor Altmayer an

Der Dekan der Erziehungswissenschaftlichen Fakultät Thomas Hofsäss wurde Mitte Mai vom Senat der Universität Leipzig mit einigen Gegenstimmen zum neuen Prorektor für Bildung und Internationales gewählt. Sein Vorgänger Claus Altmayer hatte Anfang April angekündigt, das Amt aus gesundheitlichen Gründen niederzulegen. Als Prorektor ist Hofsäss für alle Belange um Studium und Lehre zuständig: etwa für die hochschuldidaktische Qualifikation von Lehrenden, die Qualitätssicherung an der Universität, für die qualitative Absicherung der lehrerbildenden Studiengänge und für das Projekt „Studieren in Leipzig“, das die Qualität in Lehre und Studium verbessern soll.

Hofsäss wurde 1960 im baden-württembergischen Rottweil geboren, studierte Germanistik und Sonderschule auf Lehramt und hatte seit 1994 verschiedene Professuren inne, bevor er 2004 die Professur für Lernbehindertpädagogik an der Universität Leipzig



Thomas Hofsäss Foto: Christian Hüller

antrat. 2010 wurde er zum Dekan der Erziehungswissenschaftlichen Fakultät gewählt, seit Mai dieses Jahres ist er Prorektor.

Der Personalvorschlag kam gemäß Wahlordnung von der Rektorin der Universität, Beate Schücking: „Ich habe Herrn Hofsäss als tatkräftigen Dekan kennengelernt, der die Belange der Studierenden bei der Neugestaltung der Lehramtsstudiengänge klar in den

Blick genommen hat. Er hat sich vielfältig für alle Angehörigen der Uni engagiert.“

Für Hofsäss kam das Angebot überraschend. „Ich habe in meiner kurzen Bedenkzeit ausführlich die anfallenden Aufgaben mit Frau Schücking und Herrn Altmayer besprochen. Gerade im Amt des Prorektors für Bildung ist Kontinuität erforderlich, deshalb sah ich mich in der Pflicht, dafür zur Verfügung zu stehen. Ich mache es gern“, sagt der 54 Jahre alte Prorektor. Er sei optimistisch, dass noch im Juni ein neuer Dekan für die Erziehungswissenschaften gefunden werde. Seine Professur führt Hofsäss weiter.

Auch der Fachschaftsrat der Erziehungswissenschaften ist von der Wahl ihres Dekanes zum Prorektor überrascht worden. „Wir finden es schade, dass die Studierendenvertreter bei der Aufstellung der Kandidaten nicht einbezogen werden“, sagt Sprecher Max Petermann. Auch die studentischen Senatsmitglieder waren mit dem Auswahlverfahren für das Amt unzufrieden.

Sie seien früh angesprochen worden, der Vorschlag der Rektorin sei da aber schon bekannt gewesen. „Wir hätten gerne gemeinsam überlegt“, sagt der studentische Senator Michael Naber. „Wir waren im Gespräch mit mindestens zwei ernstzunehmenden Kandidaten, die wollten dann natürlich nicht mehr herausrücken.“ Außerdem habe die Rektorin nicht auf die Bedenken wegen der konsequenten Durchsetzung der Studienordnungen gegenüber Dozenten reagiert. „Trotzdem wollen wir nun mit Herrn Hofsäss zusammenarbeiten. Wir hoffen nach diesem Wechsel auf mehr Aktion aus dem Rektorat“, sagt Naber.

Von Juni an bietet Hofsäss alle zwei Wochen eine Sprechstunde an, die Studierende ohne Anmeldung besuchen können. „Es liegt mir am Herzen, dass sich die Studenten an der Universität wohlfühlen und sich bei Beratungsbedarf an die betreffenden Stellen wenden. Ich möchte einen Austausch auf Augenhöhe.“

Ariane Dreisbach

Eigenanzeige

Hochschulpolitik sezieren

17. Juni 2014
ab 19 Uhr
Anatomiehörsaal
Liebigstraße 13

Podiumsdiskussion

zur Landespolitik:
Es diskutieren die
hochschulpolitischen
Sprecher und Mitglieder
des Landtages
von FDP, SPD, CDU, die Linke
und Bündnis 90/die Grünen.

mephisto 97.6

student!

Bafög-Erhöhung erst 2016

Große Koalition stellt Sechs-Milliarden-Paket für Kitas, Bildung und Forschung vor

Sechs Milliarden Euro will der Bund in dieser Legislaturperiode zusätzlich in Bildung und Forschung investieren. Dadurch sollen die Länder entlastet werden. Gut ein halbes Jahr hat es gedauert, bis sich CDU, CSU und SPD auf die praktische Umsetzung ihres im Koalitionsvertrag getätigten Versprechens geeinigt haben.

Den größten Baustein im nun vorgestellten Paket bildet die vollständige Verlagerung der Bafög-Zuständigkeit auf den Bund. Bisher hatten die Länder ein Drittel der Kosten für die Ausbildungsförderung selbst getragen. Durch die Entlastung ab 2015 sparen sie jährlich rund 1,17 Milliarden Euro. Diese sollen, so die erklärte Absicht, vollständig in Kitas, Schulen und Hochschulen fließen. Neben der Verlagerung der Bafög-Kompetenzen sieht der Plan der Bundesregierung vor, das Sondervermögen Kinderbetreuung, über das der Ausbau von Krippen und Kitas finanziert wird, von derzeit 450 Millionen auf eine Milliarde Euro anzuheben. Zudem hat sich der Bund verpflichtet, die Erhöhung von Mitteln für die außeruniversitäre Forschung künftig allein zu tragen.

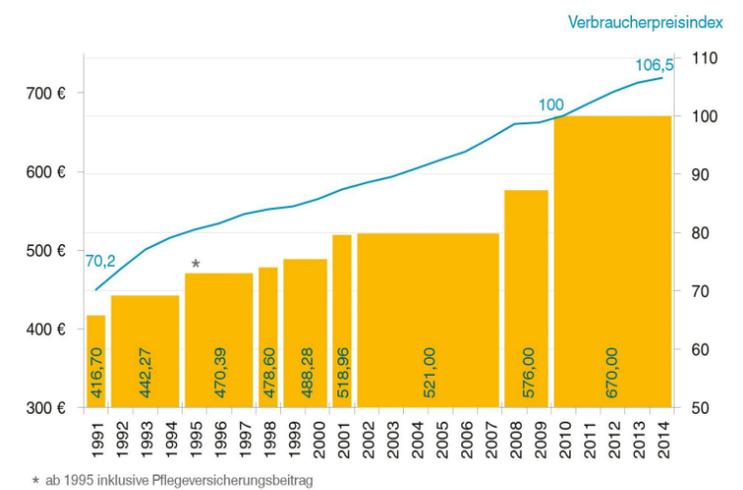
Damit der Bund wieder stärker direkt in die Finanzierung der Bildung einsteigen kann, soll demnächst das Kooperationsverbot im Grundgesetz gelockert werden.

Diese mit der Föderalismusreform 2006 eingeführte Regelung hatte den Ländern die ausschließliche Zuständigkeit für Schulen und Hochschulen zugeschrieben. Das war zuletzt von fast allen Seiten kritisiert worden. Allerdings waren SPD und Union lange uneins, ob eine Lockerung auch die Finanzierung von Schulen erlauben sollte. Finanzminister Wolfgang Schäuble und Bildungsministerin Johanna Wanka (beide CDU) präsentierten nun einen ersten Arbeitsentwurf für die Neugestaltung des Artikels 91b. Dieser sieht vor, dass „in Fällen überregionaler Bedeutung“ Bund und Länder bei der Förderung von Forschung und Lehre zusammenwirken können. Bis auf wenige Ausnahmen, wie etwa Forschungsbauten und Großgeräte, bedarf die Förderung durch den Bund allerdings der Zustimmung der Länder.

„Der Weg für eine Grundgesetzänderung ist frei. Das ist ein großer Erfolg, der weit über den heutigen Tag hinaus wirkt und die Bedingungen an den Hochschulen in Deutschland nachhaltig verbessern wird. Wir haben völlig neue Gestaltungsmöglichkeiten“, zeigte sich Wanka zufrieden. Der endgültige Wortlaut der Verfassungsänderung soll nun möglichst schnell zwischen den beteiligten Ministerien und Parteien ausgehandelt werden.

Länger müssen hingegen die Studenten warten. Eine Novelle des Bafög-Gesetzes soll erst zum Wintersemester 2016/17 erfolgen. Auf Nachfrage schloss das Bundesbildungsministerium eine frühere Erhöhung aus. Die Neufassung 2016 soll nach dem Willen von Ministerin Wanka dann jedoch nicht nur mehr Geld bringen: „Es wird eine strukturelle und substantielle Bafög-Novelle geben, die sich an der Lebenswirklichkeit der Studierenden und Schüler orientiert.“ Wankas Handlungsspielraum hat sich durch die vollständige Übernahme der Bafög-Kosten vergrößert, da künftig die Länder bei Reformen der Ausbildungsförderung nicht mehr mit einbezogen werden müssen.

Studentenvertreter kritisierten scharf, dass die Bafög-Novelle erst 2016 erfolgen soll. „Seit der letzten Bafög-Erhöhung werden bis dahin sechs Jahre vergangen sein“, moniert Katharina Mahrt, Vorstandsmitglied im Freien Zusammenschluss von Studierendenschaften. Eine ganze Studierendengeneration werde dann trotz stetig steigender Lebenshaltungskosten niemals eine Bafög-Erhöhung erlebt haben. Auch insgesamt musste die Regierung nach Vorstellung ihres Pakets viel Kritik einstecken. Die meisten Kommentatoren nannten die sechs Milliar-



Entwicklung des Bafög-Höchstsatzes

Grafik: jmr, Daten: DSW/Destatis

den Euro einen Tropfen auf den heißen Stein der unterfinanzierten Schulen und Hochschulen.

In Sachsen wird derzeit schon freudig über die Verteilung der frei werdenden Mittel diskutiert. Knapp 85 Millionen Euro bringt die Entbindung von den Bafög-Pflichten jährlich. Kultus- (SMK) und Wissenschaftsministerium (SMWK) beanspruchen die Gelder für sich. Aus dem SMK hieß es, die beiden zuständigen Ministerinnen Kurth und von Schorlemer hätten sich bereits geeinigt. Wie genau, bleibt unklar. Auch das SMWK erklärte, es gäbe Vorstellungen, was

mit dem Geld angestellt werden soll, aber die würden erst einmal intern abgestimmt.

Über die finale Aufteilung des Geldes entscheidet letztlich im Spätherbst der neue Landtag bei der Verabschiedung des Haushalts 2015. Dass die Mittel dabei ausschließlich in die Bildung investiert werden, ist nicht bindend vorgeschrieben, auch wenn Wanka Zusagen der Länder so interpretiert. Doch der Bund kann hierfür lediglich eine Empfehlung aussprechen. Die konkrete Verteilung des Geldes liegt letztlich in der Hoheit der Länder. Robert Briest

Die fetten Jahre sind vorbei

Universität Jena beschließt Kürzungen trotz Widerstand

Im November 2013 gingen 6.000 Studenten, Mitarbeiter und Professoren in Jena auf die Straße, um gegen den Struktur- und Entwicklungsplan (Step) der Friedrich-Schiller-Universität (FSU) zu protestieren, der einschneidende Kürzungen an Thüringens größter Hochschule vorsieht. Beschlossen hat ihn der Universitätsrat am Ende dennoch – in nahezu unveränderter Form. Das bedeutet den Wegfall von 200 Stellen, darunter 30 Professuren. Betroffen sind alle Fakultäten. Die Zukunft ganzer Studiengänge und Institute ist damit bedroht.

Ausgangspunkt ist die Rahmenvereinbarung III, 2011 beschlossen durch die Vorsitzenden der neun Thüringer Hochschulen und das Finanzministerium. Der Step konkretisiert die dort vereinbarten Kürzungen. Problematisch an der Umsetzung war und ist die Kommunikation zwischen den verschiedenen Institutionen. Rektor, Universitätsrat, Senat und Fakultäten redeten entweder gar nicht miteinander oder aneinander vorbei.

Auf Druck des Thüringer Ministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur (TMBWK) erarbeitete Rektor Klaus Dicke einen Vorschlag in Eigenregie. Dieser liest sich, als hätte das ungewollte Kind von Superwoman und Hulk seine Wut am Organigramm der FSU ausgelassen: Während etwa die Theologische Fakultät lediglich eine Professur verlieren sollte, während



Protest gegen Hochschulkürzungen in Jena

Foto: Sarah Salzmann

es an der Philosophischen mindestens sechs. Zusätzlich sollten alle Junior-Professuren wegfallen und kleinere Fächer wie Kaukasiologie oder Slawistik im Universitätsverbund Halle-Leipzig-Jena aufgehen. Das Institut für Politikwissenschaft hätte – je nach Lesart des Entwurfs – vollends oder teilweise nach Erfurt ausgegliedert werden sollen.

Die im Februar beschlossene Version des Step besticht vor allem durch seine vagen Formulierungen. So ist etwa von Synergieeffekten durch eine auf mehrere Standorte gestützte Gesamtkonzeption die Rede. Das heißt, die Universität wird sparen und schrumpfen, nur festlegen mag sich niemand. Deshalb enthält der Step eine Klausel, durch

die alle Beschlüsse bei veränderter Sachlage ausgehebelt werden können. Rektor Dicke und Kultusminister Christoph Matschie (SPD) drücken zwar ihr Bedauern aus, sehen jedoch die Zukunft der FSU nicht als gefährdet an. Tom Deufel, Staatssekretär im TMBWK forderte, die Universitäten in Thüringen als ein sich ergänzendes System zu verstehen.

Die Proteste der Studenten sind derweil abgeflaut. Gegen den Beschluss des Step im Februar protestierten statt 6.000 Menschen nur noch etwa 100. An den ersten Aktionen des „Bildungsstreik 2014“ beteiligten sich noch 25 Hartgesottene.

Der Autor Niclas Seydack ist Redakteur der Jenaer Hochschulzeitung „akrützel“.

Halle protestiert

Viele Studiengänge vor dem Aus

Vor über einem Jahr zogen 7.000 Studierende und engagierte Bürger durch Halle und protestierten gegen die Schließung der Universitätsklinik, Kürzungen an der Martin-Luther-Universität (MLU) und weitere Sparmaßnahmen der Landesregierung. Ein Jahr später scheint die Uniklinik grundsätzlich gerettet. Nach anhaltenden und wiederholten Protesten wurde von Seiten der Landesregierung schließlich eingelenkt. Im so genannten „Bernburger Frieden“ einigten sich Ministerpräsident Reiner Haseloff (CDU) und die Unirektoren auf einen Kompromiss. Noch immer das Studienkolleg wegfallen, das internationale Absolventen auf ein Studium in Deutschland vorbereitet. Auch aus der Fachschaft Medizin hört man, die Landesregierung verhalte sich weiterhin „feindlich“.

Bei allen Instituten wird vor allem deshalb gespart, weil in naher Zukunft Professorenstellen wegen anstehender Pensionierung wegfallen. Diese müssten dann nicht

neu besetzt werden. Eine grundsätzliche Logik oder strategische Neuausrichtung ist für Betroffene und Beobachter nicht erkennbar. So wurde der Studiengang Lehramt Geographie im letzten CHE-Ranking im bundesweiten Vergleich auf Platz eins eingeordnet. Mit den Sportwissenschaften teilt die Geographie, dass sie in Sachsen-Anhalt die einzigen Ausbildungsmöglichkeiten in dieser Fachrichtung bietet. Zukünftige Lehrer müssten bei Schließung der Institute in anderen Bundesländern angeworben werden. Geologie und Informatik können darauf verweisen, dass Absolventen – auch in der Region – sehr schnell eine Beschäftigung finden. Für die Informatiker ist es nicht nachvollziehbar, wie die erfolgreiche Bioinformatik erhalten werden soll. Denn wie die Bioinformatiker ohne die Grundvorlesungen der klassischen Informatik auskommen sollen, blieb bislang unklar. Von den Professuren der Psychologie schließlich sind auch andere Studiengänge massiv abhängig.

Mut macht den Betroffenen jedoch die weiterhin große Anzahl an Protesten. Ende April kamen ein Jahr nach den ersten großen Kundgebungen erneut 6.300 Studierende zusammen und machten ihrem Ärger Luft. Zuletzt wurde das Audimax besetzt. Der halle-sche Protest bleibt aktiv.

Der Autor Tobias Hoffmann ist Redakteur der hallischen Studentenzeitung „hastuzet“.

Den Tod akzeptieren

Wie Medizinstudenten lernen, mit dem Ableben von Patienten umzugehen

Es war schon beeindruckend: In einem Moment atmet der Mann noch, im nächsten ist er schlaff und hat irgendeine Art von Grenze überschritten“, erinnert sich Medizinstudent Jakob an den ersten Tod, den er selbst gesehen hat. „Ich kannte den Patienten zwar nicht, aber es hat mich den ganzen Tag begleitet. In gewisser Weise fand ich es sogar schön, weil der Mann so friedlich wirkte. Es mildert die diffuse Angst vor dem Tod.“ Diese Erfahrung hat Jakob während des Praktikums bei der spezialisierten ambulanten Versorgung, kurz SapV, gemacht. Der Dienst aus Ärzten und Pflegern kümmert sich um todkranke Patienten, die im häuslichen Umfeld sterben wollen. Im Zentrum der Arbeit steht dabei vor allem die Linderung der mit der tödlichen Erkrankung verbundenen Symptome – oft Schmerzen, Luftnot und Übelkeit –, die Organisation des Umfelds des Patienten und die psycho-soziale Betreuung von Patient und Angehörigen. Der Student im zehnten Semester hat bei seinem Praktikum meist beobachtet, ist mit den Ärzten mitgefahren, hat Patienten befragt und gelernt, Totenscheine auszustellen. Er war der erste Medizinstudent der bei der SapV ein Praktikum gemacht hat.

So intensiv wie Jakob beschäftigen sich die wenigsten seiner Kommilitonen während des Studiums mit dem Tod und dem Sterben. Dabei sind diese fast unausweichliche Bestandteile des Arztberufes. Doch die meisten befragten Studenten und Dozenten finden, dass der Umgang mit dem Ableben im Studium eher unterrepräsentiert ist und wünschen sich mehr Vorbereitung. Nichtsdestotrotz tangiert angehende Mediziner im Laufe ihres Studiums immer wieder die unausweichliche Endlichkeit des Lebens, vor allem in Form von Leichen.

Auf diese treffen sie erstmals im Präparierkurs im zweiten Semester. Zwar konfrontieren sie die Dozenten bereits in den Vorbereitungsseminaren mit einzelnen präparierten Körperteilen, doch im kurz Präpkurs genannten Unterricht müssen die Studenten selbst Hand anlegen. In kleinen Gruppen stehen sie im langgezogenen gefliesten Seziersaal um die gut zwei Dutzend Edeltahltische. Auf diesen liegt jeweils eine Leiche. Es riecht nach Alkohol und Formaldehyd – einem Gemisch, mit dem die toten Körper konserviert werden. Die Studenten sollen den menschlichen Körper von außen nach innen kennenlernen. Die Haut haben sie ihren Übungskörpern bereits abgenommen. Mitte des Semesters stehen nun die inneren Organe auf dem Lehrplan. Eine Studentin entnimmt der Leiche einer alten Frau das Herz und begutachtet es mit ihren Kommilitonen von allen Seiten.

„Am Anfang hatte ich schon Angst, dass ich umkippe“, berichtet Teresa, eine Studentin im zweiten Semester, „aber man verliert sehr schnell die Hemmungen und nimmt den Körper als Studienobjekt wahr. Es ist ja kein Mensch mehr, das Lebendige ist weg.“ Tatsächlich sind die Leichen



Der Tod gehört für Mediziner zum Berufsalltag

Foto: Mehmet Dogan

seltsam farblos. Die Körper sind blutleer und kahl rasiert. Durch das Fixierungsmittel haben Haut und Muskeln eine gelbliche Färbung angenommen, die Organe scheinen blass rosa. Die Leichen stammen von Freiwilligen. Die Körperspender erklären vor ihrem Tod, dass sie ihren Körper anschließend der Wissenschaft zur Verfügung stellen. Die Studenten organisieren zum Abschluss des Präpkurses eine Feier, auf der sie der Donatoren gemeinsam mit Freunden und Verwandten der Körperspender gedenken.

„Der Präpkurs hat einen sehr hohen Stellenwert in der Ausbildung“, erläutert der zuständige Anatomieprofessor Jürgen Engele, „es ist die Grundlage für das Fach. Andere Möglichkeiten wie Bücher oder elektronische Lehrprogramme können den Präpkurs nicht ersetzen.“ Nur im direkten Umgang mit den Körpern könnten die Studenten ein Gefühl für dessen Dreidimensionalität und vor allem die Vielfalt des Körperbaus entwickeln. Schließlich sei nicht jeder Mensch identisch gebaut.

Diese Einschätzung bestätigen auch zahlreiche höhersemestrierte Studenten. Sie finden nur lobende Worte für den Anatomiekurs, so auch Anna: „Es ist ein großes Glück, dass es an der Uni noch einen Präpkurs mit Leichen gibt“, sagt die Medizinstudentin, die derzeit ihr Praktisches Jahr absolviert und bald ihr finales Examen ablegen wird. Sie selbst hat sich im Laufe ihres Studiums noch intensiver mit toten Menschen beschäftigt. Einen Teil ihres Pflichtpraktikums absolvierte sie, wie nicht unüblich, in der Rechtsmedizin und verbrachte dort anschließend weitere Monate, um ihre Doktorarbeit über Schädel-Hirn-Traumata zu schreiben. Während ihres Praktikums war sie bei den Leichenschauen dabei und wog etwa Organe. Später wurde sie

dann in den Saal gerufen, wenn bei einem Toten der Verdacht auf Kopfverletzungen bestand.

„Es war schon etwas anderes als im Präpkurs, weil hier die Leichen oft frisch waren. Es war dadurch realistischer“, erinnert sich Anna. Während im zweiten Semester lediglich alte, eines natürlichen Todes gestorbenen Körper auf dem Seziertisch liegen, variieren die Art und der Zustand der Leichen in der Rechtsmedizin vom jungen Unfallopfer, über Brandleichen bis hin zum skelettierten Baustellenfund – gemeinsam ist ihnen lediglich, dass der Verdacht einer unnatürlichen Todesursache besteht.

Wirkliche Probleme hat der angehenden Medizinerin die Arbeit mit den Leichen nicht bereitet: „Es ist der Körper der Person, mit dem geht man respektvoll um, aber den Menschen macht mehr aus. Das Lachen und Atmen fehlt.“ Allerdings hätte sie es nachdenklich gestimmt, wenn Kinder oder Jugendliche vor ihr lagen: „Das ist krass, wenn man weiß, man ist älter als der Mensch vor einem. Da lernt man das Leben mehr zu schätzen.“ Ohnehin finde sie den endgültigen Zustand weniger schlimm, als wenn Menschen stürben.

Auch diese Erfahrung hat Anna im Laufe ihres Praktischen Jahres bereits des Öfteren machen müssen. Während ihrer Zeit auf verschiedenen Stationen seien immer wieder Patienten, mit denen sie zu tun hatte, verstorben. „Es kommt manchmal vor, dass du auf Station kommst und die Person, mit der du gestern noch gesprochen hast, ist tot“, erzählt die Studentin. Für die eigene Verarbeitung sei es wichtig, darüber zu sprechen, auch wenn dies aufgrund des Datenschutzes schwierig sei. Zumeist würde man sich daher mit anderen Studenten darüber unterhalten.

Wie Studenten mit Sterbenden umgehen sollen, wird im Studium nur spärlich thematisiert. Zur Sprache kommt die Frage kurz in den Gesprächsführungskursen im vierten Semester, in denen die Studenten unter Anleitung von Tutoren – meist älteren Medizin- und Psychologiestudenten – in Rollenspielen das Überbringen von schwierigen Nachrichten üben. Erst im zehnten Semester sehen sich die Studenten dann im Rahmen des Querschnittsbereichs Palliativmedizin intensiver mit dem Sterben konfrontiert.

Im Rahmen der Seminare lernen sie dabei auch die Arbeit auf der Palliativstation des Uniklinikums kennen. Anders als die meisten Medizinbereiche ist die Palliativmedizin nicht mehr auf die Heilung von Krankheiten ausgerichtet, sondern auf die Abmilderung ihrer Folgen. „Die Palliativstation ist keine Sterbestation. Wir versorgen Krebspatienten, aber auch andere unheilbar Kranke. Das Ziel ist dabei die Linderung der Symptome und auch die Entlassung der Patienten, was allerdings nicht immer gelingt“, erklärt Dörte Schotte. Die Oberärztin hat sich gerade von einer Seminargruppe verabschiedet: „Das Thema war heute das Sterben: 'Wie wird hier gestorben', war die Frage der Studenten.“ Die konnten sogar mit einer Patientin sprechen, was nicht immer möglich ist. „Patienten sind sehr gute Lehrer“, schätzt Schotte die Treffen ein, „die Patientin heute gab den Studenten mit auf ihren Weg, ihren künftigen Patienten immer zuzuhören. So fühlten sie sich ernst genommen.“

Schotte selbst hält es vor allem für wichtig, die Würde des Patienten zu wahren und zwar in seiner Gesamtheit. Dazu zähle etwa die bestmögliche Symptomkontrolle, Schmerzen zu lindern, aber auch die psycho-soziale Betreuung und

den Kontakt zu den Patienten zu suchen. „Wir möchten den Studenten mitgeben, dass sie sich Zeit für Gespräche nehmen, auf die Patienten zu gehen. In der letzten Lebensphase ist das wichtig. Bei Sterbenden sollte man nicht seltener hingehen, sondern öfter und sich davon überzeugen, dass es ihnen gut geht“, sagt Schotte. Dazu zählt auch, die Angehörigen im Blick zu haben und ihnen, ebenso wie dem Patienten selbst, die Angst vor dem Sterben zu nehmen. „Wir verstehen unter dem Sterben nicht erst die unmittelbar letzten Minuten eines Menschen, sondern auch die Phase, in der er sich auf den Tod vorbereitet.“ Wie viel Informationen ein Patient haben möchte, etwa über seine verbleibende Lebenszeit, sei von Fall zu Fall unterschiedlich, berichtet die Palliativmedizinerin. Hier müsse der Arzt auf jeden Fall den Wunsch des Patienten berücksichtigen.

Diese Erkenntnis hat auch Jakob während seines Praktikums bei der ambulanten palliativen Versorgung gewonnen: „Es gibt in der Palliativmedizin einen treffenden Satz: Man erzählt ihnen so viel, wie sie wissen wollen. Es gibt auch ein Recht auf Nichtwissen. Manche Patienten verdrängen den bevorstehenden Tod und andere wollen alle Details wissen, etwa wie groß jede einzelne Metastase ist.“ Jeder sterbe auf seine eigene Weise. Deswegen hält es Jakob auch für schwierig, eine richtige Strategie für den Umgang mit Sterbenden zu lehren: „Es ist nicht unbedingt lehrbar, man muss das erleben.“

Dennoch hält er die erst vor drei Jahren erfolgte Aufnahme der Palliativmedizin in den Medizinlehrplan für den Ausdruck eines wichtigen Mentalitätswandels: „Im Vergleich zu vor 20 Jahren sind wir schon sensibilisierter für Palliativmedizin geworden. Es wird vermittelt, dass Menschen nicht immer bis zum Äußersten behandelt werden müssen, sondern es auch andere Möglichkeiten gibt.“ Wenn man Beispiele von übertherapierten Menschen sehe, die schon die x-te Chemotherapie hinter sich haben, rege das zum Nachdenken an. Manche Therapien erscheinen unnötig. Doch, schränkt Jakob ein, sei auch die Frage, wann eine Therapie noch angemessen ist, nicht pauschal lehrbar: „Die Therapieentscheidung ist eine individuelle, da sind sich auch Ärzte oft uneins. Dabei kommt es auch auf Erfahrung an.“ Auch Schotte sagt, dass es ihr wichtig sei, den Studenten mitzugeben, dass sie nicht immer heilen, aber immer lindern könnten. Den Tod nicht immer als Niederlage des Mediziners zu sehen, sondern als Teil des Lebens zu akzeptieren, das scheint eine zentrale Lektion für angehende Ärzte zu sein.

Jakob kann sich auch nach seinem Praktikum durchaus vorstellen, später, nach seiner Facharzt Ausbildung, in der Palliativmedizin zu arbeiten: „Wenn man sieht, dass es Möglichkeiten gibt, dass Leute in Ruhe sterben können, dann baut das Barrieren ab.“

Robert Briest

Kolumne

MEINUNG
zu
Seite 6

Mehr Grundmittel für Hochschulen

Drittmittel sind bedingt förderlich für Bildung und Forschung



Körpertausch

Vor Kurzem las ich einen Artikel über ein Experiment, bei dem eine brasilianische Truppe aus Forschern und Künstlern namens „BeAnotherLab“ mithilfe von Virtual-Reality-Oculus-Rift-Brillen eine Form des virtuellen Körpertauschs erprobten. Dabei wurde von der Möglichkeit, in die Perspektive eines Plantagenarbeiters zu schlüpfen, gesprochen. Mehr noch aber der Versuchsaufbau, bei dem sich Mann und Frau unbekleidet gegenüberstehen und mithilfe der Brillen ihren eigenen Körper als den des jeweils anderen wahrnehmen. Sie berühren einander und erforschen sich vorsichtig. Ein Freund meinte dazu, der grundlegende Unsinn an dieser Situation sei, dass da Männlein und Weiblein nackt voneinander stünden und anstatt den Körper des anderen zu begaffen (oder zu vernaschen) diese Brillen aufsetzen würden. Dies schien mir zu implizieren, dass allein die Idee lächerlich sei, dass sich unser Körper letzten Endes nicht nur auf seine Sexualität reduzieren lasse. Hier verläuft die Kampflinie der Gender-Theorie; was „BeAnotherLab“ virtuell ausutarieren versucht, wird von einigen Akademikern in der Theorie schon lange besprochen: Dass sich das körperliche Geschlecht und das soziale Geschlecht unabhängig voneinander denken und erfahren lassen. Dass sexuelle Attraktion nicht an die Identifikation mit einem bestimmten sozialen Geschlecht gebunden ist. Und dass das Hineinversetzen in fremde Rollen und Gestalten das Einfühlen in andere, echte Menschen ermöglicht. Kritiker der Gender-Theorie ignorieren gerne, dass wir schon seit Ewigkeiten mithilfe von Literatur in die Leben von anderen eintauchen und auch Männer somit schon lange in die Perspektive von Frauen schlüpfen können, ohne deshalb sexuelle Orientierungskrisen zu erleiden. Viele moderne Videospiele ermöglichen es obendrein, eine weibliche Protagonistin zu spielen und direktes Feedback auf ihr Geschlecht zu erfahren. Im preisgekrönten Indie-Spiel „Gone Home“ können Männer sogar eine Frau spielen, die von ihrer jüngeren Schwester die Geschichte erzählt bekommt, wie sie ihre Homosexualität entdeckte und ihre erste Liebe erfuhr. Wenn wir also für eine Sekunde den Gedanken ablegen, dass wir alle nur notgeile Äffchen sind, bietet sich mit „BeAnotherLab“ eine weitere interessante Möglichkeit zur Horizonterweiterung. Ich finde das spannend.

Knut Holburg

Segen und Fluch zugleich? Drittmittel können, müssen aber nicht zwangsweise die Lehre verbessern. Die Tendenz steigender Drittmittel, die in den letzten Jahren in Sachsen zu beobachten ist, zeigt, dass fehlende finanzielle Grundmittel dadurch ersetzt werden. Das eigentliche Ziel wird aber verfehlt. Es bedarf mehr Mittel für die Grundausrüstung der Hochschulen, um die wissenschaftliche Qualität zu sichern und zu fördern. Zur Grundausrüstung gehört unter anderem das Personal, welches auch die nötige Infrastruktur braucht. Demnach benötigt es zunächst ein bestehendes Labor und Personal, bevor Einnahmen eingeworben werden können. De facto muss eine solide Basis an Grundmitteln gewährleistet sein. Die Höhe der Grundmittel für Hochschulen muss vom Bund vorgegeben werden, damit ein gerechter Wettbewerb unter den Universitäten stattfinden kann und so das Abhängigkeits-

verhältnis zum Einwerben von zusätzlichen Geldern sinkt. Die Zahlen aus dem Statistischen Bundesamt belegen die erfolgreiche Einwerbung von Drittmitteln durch die Hochschulen in Sachsen: Hier ist die Summe im Zeitraum von 2000 bis 2010 um 178 Prozent gestiegen, trotz sinkender Grundmittel. Im Vergleich dazu stieg der Bundesdurchschnitt um 116 Prozent. Sachsen liegt also weit über dem Durchschnitt. Bei einer Betrachtung der Drittmittel im Verhältnis zu den Grundmitteln im Freistaat zeigt sich, dass der Erfolg auf die vielfältig angelegte Strategie beim Einwerben von Einnahmen beruht. Das zeigt sich beim EU-Drittmittelanteil, der eine knappe Verachtfachung von 0,9 Prozent (2000) auf 7,1 (2010) verzeichnet und bei der Entwicklung der öffentlichen Programmförderung durch Bund und Länder fast verdreifacht hat. In der Wirtschaft verzeichnete man eine

Steigerung von 3,4 auf 7,5 Prozent. Doch die Drittmiteleinwerbung bedeutet einen erheblichen Zeitaufwand, den Hochschulen leisten müssen, um Drittmittelanträge zu stellen. Eine einfache Rechnung: Investierte Zeit, die Wissenschaftler in die Arbeit der Anträge investieren, sind Kosten für die Hochschulen, die eingespart werden könnten, wenn eine solide Basis bestehen würde. Die eingesparte Zeit ließe sich in die Forschung und Bildung investieren. Damit könnte der Forschung mehr Freiraum geboten werden, um auch abseits des Mainstreams zu forschen. Wissenschaftler könnten unabhängiger von Drittmitteln arbeiten. Denn ihre Gelder wären nicht an bestimmte Vorgaben geknüpft. So hat nach einem Bericht der „Süddeutschen Zeitung“ beispielsweise die Ludwig-Maximilians-Universität in München Gelder vom US-Verteidigungsministerium be-

kommen, um Sprengstoff zu verbessern. Die TU Chemnitz betreibt Militärforschung im Rahmen des Drohnenforschungsprogrammes SAGITTA im Bereich Kommunikation und Datenverarbeitung. Damit sind freie Forschung und Wissenschaft nicht gewährleistet. Im Bundesdurchschnitt liegt Sachsen auf den hintersten Plätzen bei den Ausgaben pro Student und auf einem der vordersten bei der Einwerbung von Drittmitteln. Die Politik liefert so falsche Anreize und steuert mit der Vergabepraxis von finanziellen Mitteln in eine falsche Richtung. Ein großer Teil der Drittmiteleinahmen sind schließlich öffentliche Gelder, die von Bund und Ländern getragen werden. Diese könnten besser das Geld direkt in die Hochschulen stecken, anstatt den Hochschulen zusätzlichen Aufwand aufzubürden.

Mehmet Dogan



Altersfreuden (Seite: 2)



Autoleiden (Seite: 8)

Karikaturen: Verena Peters

MEINUNG
zu
Seite
9

Kollektives Ausrasten zu später Stunde

Public Viewing während der WM stärkt Gemeinschaft

Für viele ist es eine der schönsten Nachrichten aus Berlin seit Langem: Bundesrat und Bundestag haben beschlossen, dass es auch nach 22 Uhr möglich sein soll, seine Lieblingsmannschaft bei der Fußballweltmeisterschaft in Brasilien aus vollen Kehlen anzutreiben. Die WM ist für viele eine gute Gelegenheit, in einer großen Menge auszurasen. Ein Ritual, das für größere Begeisterung sorgt als das alljährliche Weihnachtbaum schmücken. Hauptsache, die Perücke in „Schlandfarben“ sitzt richtig. Die Fußballweltmeisterschaft vermag es für einen Moment, die Welt anzuhalten. Persönliche Sorgen rücken in den Hintergrund und selbst heilige Kühe der normalen Ordnung wie die Landesimmissionsgesetze, welche die

Nachruhe regeln, werden außer Kraft gesetzt. WM-Zeit ist ein Freifahrtsschein, um den Kopf auszuschalten und ausgelassen zu sein. Aber leider gibt es auch Nachrichten, die den hemmungslosen Spaß einzuschränken drohen. Natürlich ist es eine feine Sache, wenn es einem runden Ball und 22 Spielern gelingen, von den Problemen dieser Welt abzulenken. Aber eventuell werden ausgerechnet die Bürger im Lande des Rekordweltmeisters und diesjährigen Gastgebers Brasilien den „Spielverderber“ geben. Sie wollen sich nicht mit der sozialen Ungerechtigkeit und maroden Schulen abfinden, während für den Gigantismus des Weltfußballverbandes Milliarden vergeudet werden. Es wird spannend zu sehen sein, ob ein WM-Sieg im eigenen Lande

diese Probleme tatsächlich vergessen machen kann. Sicherlich kann niemand, der auf einer der zahlreichen Fanmeilen feiert, die Zustände in Brasilien ändern. Doch im Idealfall ist Public Viewing eine Gelegenheit Menschen zusammenzuführen. Wer hat sie nicht im Kopf: Die schönen Bilder des Sommermärchens 2006, als Menschen aus verschiedensten Ländern zusammen auf den Straßen tanzten, oder die Verbrüderungsszenen nach dem dramatischen EM-Halbfinale 2008 zwischen türkischen und deutschen Fußballanhängern. Allerdings ist es leichter, mit den Sympathisanten der gegnerischen Mannschaften zu feiern, wenn man das Spiel gewonnen hat. Auch wenn es schmerzt: In der Niederlage lässt sich der eigentli-

che Wert des Public Viewing erkennen. Wer da immer noch mit seinen Nebenleuten aus aller Welt tanzen und singen kann, ist ein wahrer Sportsfreund und wird sicherlich auch weiter seine Lieblingspizza in einem der zahlreichen italienischen Restaurants Leipzigs essen gehen. Dennoch wird es dem Spaß keinen Abbruch tun, wenn man sich ab und an, auch im größten Freudentaumel, vergewissert, dass Brasilien nicht nur aus Samba und Fußball besteht. Das Gute ist ja auch: Man muss sicherlich nicht unbedingt Fußballfan sein, um in Verückung zu geraten, wenn eine farbenfrohe Menge, angesichts eines Tores, ihre glückseligen Lieder in den Abendhimmel trällert.

Alexander Sinoviev

„Ich sehe die GKO nicht existenziell gefährdet“

Unirektorin Schücking über Stellenkürzungen, Kommunikation, Konzepte und Transparenz

Unirektorin Beate Schücking steht seit ihrem Amtsantritt unter Dauerdruck. Einerseits fordert das Land Sachsen einen massiven Stellenabbau, andererseits reagieren betroffene Institute mit Wut und Unverständnis, dass es ausgerechnet sie trifft. Die student!-Chefredakteure Julia-Marie Czerwonatis und René Loch sprachen mit Schücking über diesen Zwiespalt, aktuelle Zukunftsaussichten und die Schwierigkeit, Entscheidungen zu treffen, mit denen alle leben können.



Unirektorin Beate Schücking

Foto: Swen Reichhold

student!: Die Kürzungen in Sachsen werden häufig mit rückläufigen Studienanfängerzahlen begründet. Laut einer neuen Prognose der Kultusministerkonferenz (KMK) bleiben diese bis 2019 jedoch konstant. Haben Sie schon Anzeichen für einen Sinneswandel wahrgenommen?

Schücking: Ich habe bislang weder von unserer Landesregierung noch vom zuständigen Wissenschaftsministerium etwas gehört. Aber ich gehe davon aus, dass man sich darüber freut. In früheren Gesprächen hat Frau von Schorlemer (*Sächsische Wissenschaftsministerin*, Anm. d. Red.) immer wieder betont, wie wichtig die Prognose der KMK ist, um für die richtige Ausstattung der Studierenden und Wissenschaftler argumentieren zu können. Ich bin daher zuversichtlich, dass diese Prognose dafür genutzt werden kann, die eine oder andere Entscheidung, die in Sachsen in letzter Zeit gefallen ist, nochmals zu überdenken.

student!: Welche Erwartungen verbinden Sie mit der für 2015 vorgesehenen Evaluation?

Schücking: Wir befinden uns mit der Ministerin noch im Gespräch über die Kriterien der Evaluation. Diese werden sich wohl sehr stark an Studierenden- und Absolventenzahlen orientieren. Die Landesrektorenkonferenz hat sich zudem dafür ausgesprochen, den Wissenschaftsrat an der Evaluation zu beteiligen. Es wird spannend zu sehen, welche Konsequenzen dann gezogen werden.

student!: Wie schwierig ist der Spagat, Stellen zur Kürzung benennen zu müssen und die Proteste gegen jene Schließungspläne dann zu unterstützen?

Schücking: Die Schwierigkeit besteht vor allem darin, im Auftrag des Ministeriums etwas umzusetzen, wovon ich überhaupt nicht überzeugt bin. Ganz im Gegenteil: Ich bin der Auffassung, dass hier bereits genug gekürzt wurde und sich die Landesregierung überlegen muss, ob und mit welchen Mitteln sie eine Universität dieser Größenordnung behalten möchte. Dass Studierende und Lehrende sich hier und andernorts dafür einsetzen, dass der Landtagsbeschluss revidiert wird, das ist eine gute Entwicklung. Und ein wichtiges Signal ist in diesem Zusammenhang, dass unser Senat die Forderungen des landesweiten Bündnisses „Kürzer geht's nicht!“ gegen Kürzungen im Hochschulbereich unterstützt.

student!: Ein konkreter Vorwurf an das Rektorat lautet mangelnde Kommunikation: Schließungspläne würden erst dann bekannt, wenn sie bereits beschlossen sind. Warum gab es im Vorfeld der Entscheidungen keine Gespräche mit den betroffenen Fakultäten und Instituten?

Schücking: Ich gebe gerne zu, dass zu Jahresbeginn nicht alles optimal gelaufen ist. Die Zeit für mehr

persönliche Gespräche hätten wir uns nehmen sollen, trotz aller Belastungen und auch meiner angeschlagenen Gesundheit in entscheidenden Phasen. Aber davon abgesehen ist es schwierig, einen idealen Weg zu finden. Wenn ich drei Monate vor Bekanntgabe einer Entscheidung an ein betroffenes Institut herantrete und diesem mitteile, dass dort Kürzungen drohen, findet der gleiche Prozess wie jetzt auch statt – nur eben drei Monate vorher. Ein betroffenes Institut wird doch niemals Kürzungen akzeptieren, nur weil die Rektorin so nett war, es frühzeitig zu sagen. Es wäre eine wunderbare basisdemokratische Entscheidung, die abzubauenen Stellen gemeinsam mit den Instituten zu finden, aber so lässt sich diese Aufgabe nicht lösen. Wir haben auf demokratischen Wegen Grundordnung und Prüfungsordnungen beschlossen, aber bei der Umsetzung der Stellenkürzungen wird sich kein einziges Institut freiwillig melden.

student!: Eine offene Diskussion könnte jedoch den Wettstreit der Argumente fördern und den Instituten die Möglichkeit geben, ihre Stärken hervorzuheben.

Schücking: Jedes Institut wird in dem Moment, in dem es sich gefährdet glaubt, alles hervorkehren, was es an Leistung aufzubieten hat oder zu haben meint,

um sich als unverzichtbar darzustellen. Es ist ein extrem schwieriger Prozess, für den es leider keine Handlungsanleitung gibt. Momentan müssen wir davon ausgehen, dass der Großteil des Stellenabbaus noch zu leisten ist. Für eine langfristige Planung haben wir als Rektorat in Gesprächen mit den Dekanen Vorschläge zur Diskussion gestellt, die Strukturen und die Personalausstattung betreffen. Wir suchen also frühzeitig den Diskurs mit den Fakultäten. Aber eines ist sicher: Einige Entscheidungen werden immer als ungerecht empfunden werden, beispielsweise dass jene Institute besonders betroffen sind, in denen in den kommenden Jahren zufällig Stellen durch Altersauscheiden frei werden. Wir können und wollen keine betriebsbedingten Entlassungen vornehmen.

student!: Altersbedingte Abgänge sind also das entscheidende Kriterium bei den Kürzungen?

Schücking: Sie sind nicht das wesentliche Kriterium. In besonders starken Bereichen oder jenen, die für den Aufbau der Forschungsprofilbereiche wichtig sind, können wir uns anders entscheiden. Der

Kriterienkatalog, den wir Ende 2011 erarbeitet haben, spielt nach wie vor eine Rolle. Und es gibt Leitplanken, an denen wir alle uns orientieren müssen, beispielsweise den Hochschulentwicklungsplan und auch, dass unsere Universität die Hauptrolle bei der Ausbildung der Lehrer spielt. Weitere Punkte sind die Zielvorgaben für Studierendenzahlen in bestimmten Bereichen.

student!: Eine Antwort auf eine Landtagsanfrage der Linken ergab kürzlich, dass an der Fakultät für Geschichte, Kunst- und Orientalwissenschaften (GKO), zu der auch Theaterwissenschaft und Archäologie zählen, in den nächsten Jahren sehr viele Stellen frei werden. Ist die GKO besonders gefährdet?

Schücking: Wenn Sie sich unsere Forschungsprofilbereiche ansehen, werden Sie feststellen, dass die GKO dort mit den Bereichen Regionalwissenschaften, Sprache und Digitalisierung sowie „Riskante Ordnungen“ gut vertreten ist. Insofern sehe ich die GKO nicht existenziell gefährdet. Sie ist eine unserer größten Fakultäten. Aber natürlich müssen wir unsere Kräfte bündeln.

Anzeige

Loch im Personalbudget

Uni kann frei werdende Stellen derzeit nicht neu besetzen

Der Uni Leipzig fehlt Geld für ihre Angestellten. Nach eigenen Angaben klafft derzeit ein Loch in Höhe von etwa einer Million Euro. Bereits vor einigen Monaten hat das Rektorat deshalb eine Stellenbesetzungssperre verhängt. Das bedeutet, wenn Stellen frei werden oder Mitarbeiter anderweitig ausfallen, werden diese nicht neu besetzt. Schuld sind vor allem die Tarifierhöhungen im letzten Jahr. Da die Mittelzuweisungen aus dem Land bereits 2012 beschlossen wurden, war das zusätzlich benötigte Geld im Budget nicht eingeplant. Die Uni beantragte beim sächsischen

Wissenschaftsministerium zwar zusätzliche Unterstützung, diese wurde jedoch abgelehnt. Zu den Gründen wollte sich das Ministerium auf Nachfrage nicht äußern. Die noch bis Juli andauernde Sperre betrifft zur Zeit etwa zehn Stellen, vor allem in der Forschung.

Nach Stura-Angaben ist dies nicht der erste Einstellungsstopp, den die Uni wegen lückenhafter Finanzierung erlassen musste. In den letzten sechs Jahren sei es immer wieder zu kürzeren, meist dreimonatigen Sperrungen gekommen. „Mit dieser Vorgehensweise werden massiv Überstunden aufgebaut“, erklärt Henrik Hofmann,

Stura-Referent für Hochschulpolitik. Denn neu eingestellte Mitarbeiter müssten zunächst einmal die liegengelassenen Aufgaben aus der Zeit des Einstellungsstopps aufarbeiten.

Zukünftig könne das Problem jedoch nicht mehr entstehen, heißt es von Seiten der Uni. Laut einer im Rahmen der Zuschussvereinbarung zwischen Hochschule und Ministerium getroffenen Regelung soll die Personalfinanzierung künftig flexibler gestaltet werden und sich an den tatsächlichen Kosten durch Tarif- und Besoldungserhöhungen orientieren.

Oliver Reimer

WWW.KUERZUNG.WORDPRESS.COM
WWW.FACEBOOK.COM/KUERZUNG



TREFFPUNKT HTWK LEIPZIG

10 UHR PROTESTBRUNCH VOR DER BIBLIOTHEK

11 UHR DEMO ZUM AUGUSTUSPLATZ

Wachsende Abhängigkeit von Drittmitteln

Einnahmen in letzten zehn Jahren mehr als verdoppelt – eine Suche nach Ursachen und Folgen

Die HTWK vermeldete im Frühjahr einen Rekord: 10,4 Millionen Euro hat die Leipziger Hochschule 2013 an Drittmitteln eingenommen – so viel wie nie zuvor. Markus Krabbes, Prorektor für Forschung und derzeit auch kommissarischer Rektor, führt diesen Höchststand vor allem auf die praxisnahen Forschungsleistungen zurück, die den Partnern – oft Unternehmen – wichtige Impulse geben würden. Doch die vordergründige Erfolgsmeldung scheint für Krabbes kein uneingeschränkter Grund zur Freude, denn im selben Atemzug warnt er: „Dieser Drittmittelrekord darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass wir auf eine ausreichende Grundausrüstung durch das Land Sachsen angewiesen sind. Das ist unsere Basis, ohne die wir unsere Arbeit weder in der Forschung noch in der Lehre leisten können.“

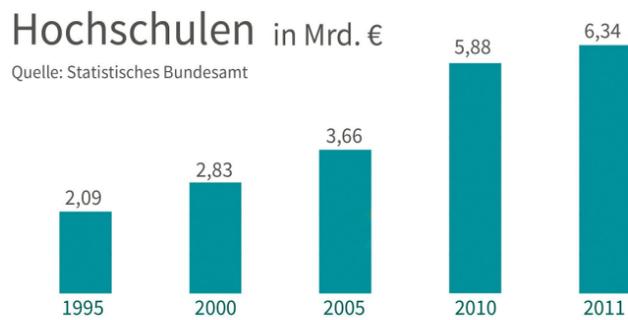
Steigende Drittmittelinnahmen bei gleichzeitig stagnierenden Grundmitteln – mit dieser Entwicklung liegt die HTWK voll im sächsischen und im Bundestrend der letzten zehn Jahre. Knapp 6,4 Milliarden Euro haben die deutschen Hochschulen 2011 an Drittmitteln eingenommen, 2000 waren es noch lediglich 2,83 Milliarden.

Damit gewinnen die zusätzlich, meist über Förder- und Forschungsanträge für zwei oder drei Jahre eingeworbenen Mittel immer mehr an Bedeutung für die Hochschulen. Zum Teil ersetzen sie fehlende Grundmittel, sprich jene, die von den Trägern der Hochschulen, also den Bundesländern, als Grundausrüstung zur Verfügung gestellt werden. Dies trifft insbesondere auf Sachsen zu. Während der Freistaat bei den eingeworbenen Drittmitteln je Uniprofessur den Spitzenplatz im Ländervergleich belegt, findet er sich bei den laufenden Grundmitteln je Professur auf dem vorletzten Rang wieder. 2005 gab der Freistaat 25,9 Millionen Euro für eigene Drittmittelprojekte aus. 2012 waren es 89,7 Millionen. Gleichzeitig blieben die laufenden Grundmittel je Professur fast unverändert.

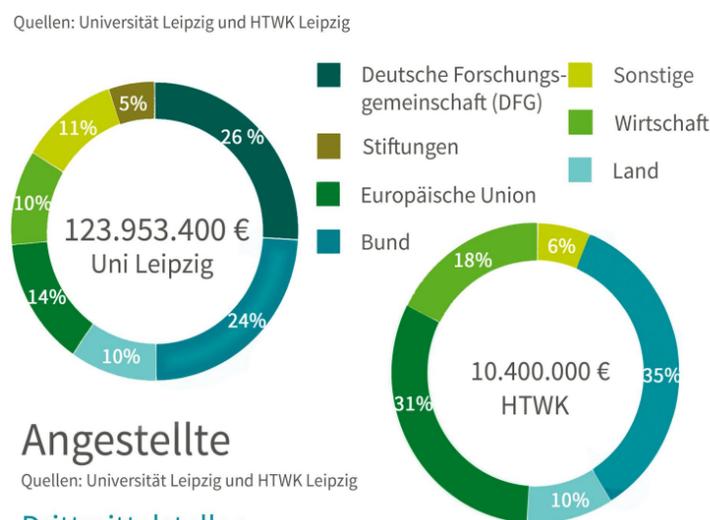
Für die Hochschulen ist der Trend zu Drittmitteln ein zweischneidiges Schwert: Zwar sind hohe Drittmittelinnahmen durchaus ein Indiz für gute Forschungsarbeit, zugleich wächst jedoch auch die Abhängigkeit von diesen, vor allem im Forschungsbereich. „Die aktuell 31 Prozent Drittmittelanteil sind ein guter Bereich“, sagt Matthias Schwarz, Leipziger Uniprofessur für Forschung und Nachwuchsförderung. Die Uni hat 2013 knapp 124 Millionen Euro eingeworben. Sorge bereite ihm vor allem, dass die Uni nicht wieder hinter diesen erreichten Wert zurückfällt.

Das wachsende Drittmittelaufkommen resultiert vor allem aus einer wachsenden Förderaktivität von Europäischer Union und Bund. Anders als oftmals angenommen stammen Drittmittel nur zu einem geringen Teil aus der Wirtschaft und mithin aus nichtöffentlichen Quellen. An der Uni Leipzig machten diese 2012 nur 13 Prozent aus. Hinzu kamen weitere fünf Prozent aus Stiftungen. Das Gros sind jedoch – wie die Grundfinanzierung auch – öffentliche Mittel, sprich Steuergelder.

Drittmittelinnahmen an deutschen Hochschulen in Mrd. €

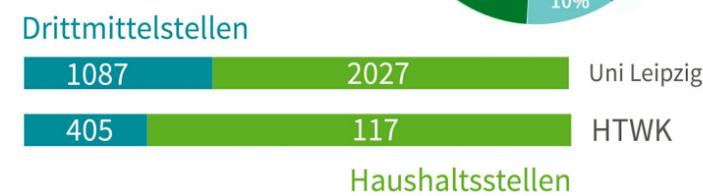


Quellen der Drittmittelinnahmen



Angestellte

Quellen: Universität Leipzig und HTWK Leipzig



Die Bedeutung von Drittmitteln nimmt zu

Grafik: Eva Bretschneider

Eine wesentliche Ursache für den wachsenden Drittmittelanteil in den letzten Jahren sei das mit der Föderalismusreform 2006 eingeführte Kooperationsverbot, das die Finanzierung der Bildung und damit auch der Hochschulen vorrangig zu einer Aufgabe der Länder gemacht hat, erläutert Anke Burkhardt, stellvertretende Direktorin des Zentrums für Hochschulforschung in Wittenberg: „Der Bund ist seither angehalten, sich auf die Forschungsförderung zu konzentrieren.“ Hinzu käme in vielen Ländern eine Haushaltsmittelknappheit. So können oder wollen sich viele Länder wie Sachsen, Sachsen-Anhalt oder Thüringen ihre Hochschulen nicht mehr im gegebenen Umfang leisten. Ende Mai stellten CDU und SPD nun Pläne für die angekündigte Lockerung des Kooperationsverbotes vor (siehe Seite 2).

Für die öffentlichen Geldgeber hat eine Finanzierung über Drittmittel gegenüber der Grundmittelfinanzierung einen theoretischen Vorteil. Während Grundmittel für die Hochschulen relativ frei einsetzbar sind, bieten Drittmittel Steuerungsmöglichkeiten für Art und Richtung der Forschung. „Das Land hat andere Eingriffsmöglichkeiten, um zu steuern, wo es Schwerpunkte setzen will“, erklärt Burkhardt. Drittmittelprojekte seien oft praxisorientierter und auf eine konkrete Zielsetzung ausgerichtet. „Bei Programmförderung etwa muss ein von außen vorgegebenes Thema bedient werden. Die Hochschulen sind daher nicht mehr

so unabhängig in der Forschung, wie das bei Grundmitteln der Fall ist“, führt Burkhardt weiter aus, schränkt jedoch zugleich ein, dass die Frage, wie sich Drittmittel auf die Art der Forschung an den Hochschulen auswirken, noch nicht konkret erforscht sei.

„Wir sind keine Wissenschaftler 'for hire', die nur Auftragsarbeit machen“, betont Uniprofessur Schwarz, „aber bei vielen Projekten sind die Inhalte schon ein Stück weit vorgezeichnet.“ Dabei sei jedoch stark zwischen den Drittmittelgebern zu unterscheiden. Lobende Worte findet Schwarz für die DFG-Förderung: „Bei dieser steht die wissenschaftliche Qualität im Mittelpunkt.“ Der Verein war 2012 mit einer Forschungsförderung von insgesamt 2,52 Milliarden Euro der größte Drittmittelgeber. Das Geld stammt zu knapp zwei Dritteln vom Bund und zu einem Drittel von den Ländern. Über die Vergabe entscheiden Wissenschaftler, die ehrenamtlich die Anträge ihrer Kollegen prüfen. In dieser Bewertung sieht Schwarz einen großen Pluspunkt der Drittmittelfinanzierung: Die Evaluation der Forschungs- und Projektanträge durch die DFG diene den Hochschulen als Instrument der Qualitätssicherung. Bewilligte Anträge und vor allem Verbundprojekte wie Sonderforschungsbereiche und Graduiertenschulen seien unumstrittene Kriterien wissenschaftlicher Qualität.

Kritischer sieht Schwarz hingegen die Förderprogramme des

Bundes: „Hier sieht man viel stärker, dass die Förderung mit Steuerung verbunden ist. Mittel werden ausgereicht, um ein konkretes Ziel zu verfolgen. Das ist für uns mit gewissen Problemen verbunden. Denn als Uni muss uns wichtig sein, dass das Geld frei ist.“ Problematisch seien vor allem Vorgaben für die Versteigerung von Stellen und Institutionen, erklärt der Prorektor. Diese finden sich vor allem bei struktureller Förderung, wie etwa dem Translationszentrum für Regenerative Medizin auf. Der Drittmittelgeber finanziert die Einrichtung für mehrere Jahre, die Hochschule verpflichtet sich jedoch, die Institution danach weiterzuführen. Dadurch werden natürlich Haushaltsmittel langfristig gebunden.

Unterschieden werden muss bei der Wirkung der Drittmittel auch nach der Hochschulart: „Solange es keine Grundfinanzierung für die Forschung gibt, wirken die Drittmittel nicht als Beeinträchtigung, sondern stets als Ermöglichung“, sagt HTWK-Interimsrektor Krabbes. Dass es keine Forschungsgrundmittel für Fachhochschulen gibt, liegt daran, dass sie bei ihrem Entstehen in den 1970er Jahren in der BRD als reine Ausbildungsstätten konzipiert wurden. Insbesondere auf die ostdeutschen FHs trifft dieses Schema jedoch nicht mehr zu, da sie nach der Wende häufig aus forschungstreibenden Technischen Hochschulen entstanden. Krabbes spricht daher lieber von Hochschulen angewandter Wissenschaft. Doch bis heute werden die FHs bei der universitätsdominierten DFG-Förderung kaum berücksichtigt, lediglich 0,26 Prozent der Förderungen entfielen 2012 auf sie. Die HTWK hat für die Forschung in den letzten Jahren insbesondere Drittmittel vom Land und aus Fördertöpfen der EU erhalten.

„Die angesprochenen Mittel müssen stets neu erkämpft werden und bieten stets nur Perspektiven zwischen zwei und drei Jahren“, erklärt Krabbes. Der Forschungserfolg sei dabei für die Fortsetzung öffentlicher Programme Fluch und Segen zugleich. Die mit Hilfe der öffentlichen Mittel aufgebauten Stärken, die auch bei der Drittmittelwerbung helfen, würden den Eindruck erwecken, die Mittel seien nun verzichtbar.

Drittmittel sind für die Hochschulen kein reines Gewinngeschäft. Die geförderten Projekte und Wissenschaftler nutzen die vorhandene, über Grundmittel finanzierte Infrastruktur der Hochschulen – Bibliotheken, Geräte, Verwaltung. DFG und Bundesforschungsministerium (BMBF) zahlen deshalb zusätzlich eine Overhead-Pauschale von 20 Prozent der Fördersumme, um diese Kosten abzudecken. Bei anderen Förderern müssen die Hochschulen die Kosten selbst tragen. Und diese sind höher als die von DFG und BMBF gezahlten 20 Prozent.

Da die Hochschulen bei einigen Forschungsprojekten auf dem freien Markt gegen private Unternehmen antreten, verlangt die EU von ihnen eine so genannte Vollkostenrechnung, bei der auch die Kosten für die mit Grundmitteln finanzierte Infrastruktur einberechnet werden, um versteckte Subventionen zu verhindern. Die Uni Leipzig kam

zu dem Ergebnis, dass auf die Projektkosten durchschnittlich noch mal knapp 38 Prozent für eben diese Infrastrukturnutzung kommen.

Außerdem müssten die Wissenschaftler natürlich Arbeitszeit aufbringen, um die Anträge zu stellen. Diese variiert stark mit der Erfahrung, berichtet Roland Krause, Leiter der Forschungskontaktstelle der Uni: Er schätzt den Arbeitsaufwand für den meist 25 Seiten langen Antrag auf durchschnittlich 30 bis 40 Stunden. „Verbundanträge, etwa für einen Sonderforschungsbereich, sind natürlich deutlich aufwändiger. Dort steckt mehr als ein halbes Jahr Vorbereitung drin.“

Forscher und Uni schätzen daher vorher die Erfolgchancen ab, bevor sie einen Antrag stellen. Diese können durch ungenügend ausgestattete Bibliotheken oder fehlende Großgeräte infolge geringer Grundmittel geschmälert werden. „Insbesondere im experimentalwissenschaftlichen Bereich ist eine geringe Mittelausstattung ein Nachteil im Wettbewerb um Drittmittel“, konstatiert Schwarz. Ähnliches beobachtet auch Hochschulforscherin Burkhardt: „Größere Chancen hat man, wenn man selbst etwas mitbringt – nicht nur Geld, sondern auch Kompetenzen. Ressourcenstarke Hochschulen mit einem Netzwerk an forschungsaktiven Kooperationspartnern in der Region sind daher bevorteilt.“

Der wachsende Anteil an Drittmitteln in der Hochschulfinanzierung wirkt sich auch auf das Personal aus. 2011 wurden bundesweit 26 Prozent des wissenschaftlichen Personals über Drittmittel finanziert, in Sachsen sogar 36 Prozent. Besonders hoch ist der Anteil bei den wissenschaftlichen Mitarbeitern, also etwa Doktoranden und Postdoktoranden. In diesem Bereich sind befristete Arbeitsverträge an der Tagesordnung. Knapp 90 Prozent haben ein Verfallsdatum. Burkhardt sieht aktuell drei Trends, die Hand in Hand gehen: mehr Teilzeit, mehr Befristungen, mehr Drittmittel. „In Drittmittelprojekten sind die Verträge immer befristet.“ Dennoch erkennt sie in der Drittmittelfinanzierung einen Vorteil für die Betroffenen. Anders als bei Haushaltsstellen gäbe es hier keine Beschränkungen, wie lange ein Mitarbeiter wieder befristet beschäftigt werden darf. „Man kann so eigentlich endlos an den Hochschulen bleiben.“

Die Auswirkungen des wachsenden Drittmittelaufkommens sind vielfältig und ambivalent. Fakt ist, dass die Hochschulen vor allem im Bereich der Forschung stark von Drittmitteln abhängig sind, die sie und ihre Wissenschaftler immer wieder neu erkämpfen müssen. Die zentrale Sorge der Hochschulverantwortlichen scheinen daher weniger die Folgen der zunehmenden Drittmittelfinanzierung zu sein, als vielmehr die Frage, wie sie das erreichte Drittmittelniveau zukünftig halten können. Uniprofessur Schwarz sieht in diesem dauernden Kampf um Drittmittel letztlich aber etwas Positives: „Es ist gut, sich immer wieder dem Wettbewerb zu stellen.“ Dies diene der Qualitätssicherung der Uni.

Robert Briest

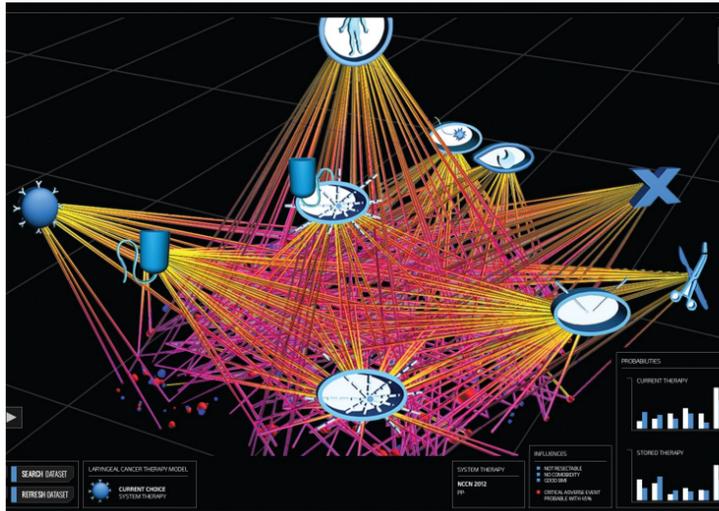
Das digitale Patientenmodell

Ein Informatiker versucht, die Wissensflut in der Medizin zu ordnen

Die Medizinforschung hat in den letzten Jahrzehnten für einen rasanten Anstieg des verfügbaren Wissens über Krankheitsursachen, Therapie und Diagnostik gesorgt. So wächst die Zahl bekannter krankheitsrelevanter Faktoren wie Gene, Lebensstil, psychosoziale und Umweltfaktoren ebenso stetig wie die Diagnosemöglichkeiten, etwa im Bereich Bildgebung. Die Entwicklung immer neuer Medikamente und chirurgischer Verfahren stellt Ärzte vor die schwierige Aufgabe, die Wahrscheinlichkeit von Erfolg und Komplikationen einer Therapie gegeneinander abzuwägen. Zudem gibt es Tendenzen der Individualisierung in der Medizin: Ein einheitlicher Ansatz für alle Patienten stellt nicht zufrieden und führt darüber hinaus oftmals zu schlechteren Ergebnissen.

Eine Antwort auf diese Trends ist die Spezialisierung in der Medizin. Ärzte fokussieren sich auf kleinste Fachgebiete. Das macht zwar Sinn, wo es sich um koordinierte Arbeitsteilung handelt, führt aber auch zu Informationsverlusten. Interdisziplinäre Ansätze, etwa in Tumorkonferenzen, lösen dieses Dilemma nicht auf: Die eine Instanz, die alle relevanten Informationen gegeneinander abwägt, mit Wissen um Wahrscheinlichkeiten, Risiken und Prognosen, die nichts vergisst oder unbeachtet lässt, existiert nicht.

Mario Cypko, Informatiker und Promovent am Innovation Center Computer Assisted Surgery (IC-CAS) in Leipzig, beschäftigt sich deshalb mit der Frage, welche Hilfssysteme geeignet wären, um der Informationsflut Herr zu wer-



Komplexe Entscheidung: Digitales Modell soll Ärzten helfen Grafik: Mario Cypko

den. Er arbeitet im Rahmen der Nachwuchsforschungsgruppe „Digital Patient Model“ daran, die immer größer werdenden Datenmengen in der Medizin verfügbar zu machen und zu strukturieren. Daraus soll ein Patientenmodell entstehen, das mit Informationen über krankheitsbestimmende Faktoren gefüttert wird, die Cypko in Kooperation mit dem Uniklinikum Leipzig gesammelt hat.

Als Prototyp entwickelt er ein Netzwerk für den Kehlkopfkrebs, welches bisher 800 „Knoten“ umfasst. Diese „Knoten“ stehen für die Relation der einzelnen Faktoren, etwa Rauchen und Alkoholgenuß, untereinander. Durch ihre Verknüpfung berechnet sich, mit welcher Wahrscheinlichkeit diese Faktoren die Krankheitsentstehung und die bestmögliche Behandlung beeinflussen. Die Statistiken basieren auf aktuellen wis-

senschaftlichen Erkenntnissen. Das Modell, das Cypko benutzt, ist ein „Multi-Entity Bayesian Network“. „Es ist eine Kombination einer graphischen Darstellung, der Relationen der Ausprägungen verschiedener Faktoren und einer zugrunde liegenden Mathematik zur Bestimmung der Wahrscheinlichkeit für das Eintreffen von Ereignissen, unter Voraussetzung von bereits bekannten Informationen.“ Wenn also ein Patient, der raucht und trinkt, einen Kehlkopfkrebs einer bestimmten Größe entwickelt und bestimmte Begleitsymptome aufweist, könnte das Netzwerk die Therapiemethode mit der besten Prognose ermitteln.

Der Informatiker geht damit bis an die Grenze der Belastbarkeit von Bayesian Networks. Er möchte herausfinden, ob sie das leisten können, was er imaginiert: „Neh-

men wir an, die besten Ärzte der Welt validieren das Modell, dann hätten wir ein System, das uns überall auf der Welt deren Entscheidungskompetenz simulieren lässt. Wir hätten die besten Ärzte digital vor Ort.“

Aber was heißt es, wenn Entscheidungen aus dem Kopf des Arztes in die Hand von Rechenprogrammen fallen? Ärztliches Handeln mag bis zu einem gewissen Grad quantifizierbar, objektivierbar sein, darüber hinaus ist es wohl auch, im Sinne einer Heilkunst, elementar von Intuition und Kreativität geleitet. Cypko hält die Intuition für eine entscheidende Stärke der Ärzte. „Ein System kann immer nur das Wissen reproduzieren, das wir haben, es kann kein neues Wissen generieren.“ Manchmal hätten Ärzte aber ein Gespür, das einem solchen Netzwerk überlegen ist.

Die Verwendung eines solchen Entscheidungsnetzwerkes wirft auch die Frage nach ärztlicher Verantwortung auf, besonders in Bezug auf den Umgang mit Rechenfehlern und möglichen Konsequenzen für Therapie-Empfehlungen. Kerstin Denecke, Projektleiterin beim ICCAS, ist überzeugt, dass sich Verantwortung nicht delegieren lässt: „Wenn etwas schief geht, muss der behandelnde Arzt dafür geradestehen.“ Insofern kann ein solches System eine Hilfe sein, entbindet aber nicht von der Pflicht, Entscheidungen zu treffen.

Während die Rolle des Arztes angesichts technischer Innovation also neu definiert werden muss, bleibt zumindest seine Funktion als letzte Entscheidungsinstanz bestehen. Julia Neufeind

Meldungen

Osteuropazentrum

Der Senat der Universität Leipzig hat eine Forschungs Kooperation mit dem Leibniz-Institut für Länderkunde beschlossen. Das Gremium stimmte im Mai einem Antrag für das Projekt „Eastern Europe – Global Area“ zu. An dem Projekt wollen sich auch das Geisteswissenschaftliche Zentrum der Uni Leipzig, das Max-Planck-Institut für Social Anthropology Halle und Fraunhofer-Zentrum für Mittel- und Osteuropa beteiligen. Geplant sind die Forschungsfelder „Mobilität und Migration“, „Geistige und kulturelle Positionierungen gegenüber anderen Weltreligionen“, „Positionierungen in wechselnden politischen Weltordnungen“ und „Unternehmen und unternehmerisches Handeln“. Kern des Projektes ist ein Graduiertenkolleg. Die Forschungseinrichtung, deren Förderung zunächst von 2015 bis 2018 beantragt wird, soll ihren Sitz in Leipzig haben. Die Uni will Personal und Infrastruktur beisteuern. jf

Wissenschaftsnacht

Mit über 300 Veranstaltungen lockt die Lange Nacht der Wissenschaften 2014 am 27. Juni interessierte Besucher. Mehr als 60 Einrichtungen, wie Hochschulen, Institute und Unternehmen, bieten die Möglichkeit, Ideen und Projekte zu bestaunen. Besucher können von 18 bis 24 Uhr unter anderem humanoiden Robotern beim Fußballspielen zusehen oder Pflanzenschutzmittel per Lasertechnik erkennen. Außerdem können sie lernen, wie man eine eigene Smartphone-App entwickelt. Der Eintritt ist frei. tol

Der Kriminalität entwachsen

Studie in NRW: Delinquentes Verhalten sinkt am Ende der Adoleszenz unabhängig von Strafmaßnahmen

Jugendliche, die durch delinquentes Verhalten auffallen, bleiben nach gängigen Vorurteilen für immer kriminell sofern nicht durch Sozialarbeit oder Strafvollzug auf sie eingewirkt wird. Eine Studie, durchgeführt von der Kriminalistik der Uni Münster und der Soziologie der Uni Bielefeld, kam nun jedoch zu einem anderen Ergebnis: Kriminelles Verhalten geht nach einem spontanen Anstieg zu Beginn der Jugendzeit meistens schon ab dem 15. und 16. Lebensjahr weitgehend zurück. Diese so genannte „Spontanbewährung“ erfolgt im Wesentlichen ohne Eingriffe durch Polizei oder Justiz und ist Ausdruck einer erfolgreich verlaufenen Normsozialisation durch Familie, Schule oder Freundes- und Bekanntenkreis. Somit regelt sich der Weg zum gesetzestreu Verhalten selbst.

Die Forscher konnten über fünf verschiedene typische Verläufe für die Entwicklung des kriminellen Verhaltens identifizieren. Für die Studie wurden seit 2002 dieselben 3.400 Jugendlichen in regelmäßigen Abständen in Münster und vor allem in Duisburg befragt. Da-

durch waren Einblicke in das Dunkelfeld der Kriminalität möglich und die Entwicklung des kriminellen Verhaltens ließ sich bis heute nachvollziehen. Neben den konkreten Straftaten wurden das Verhalten und die Einstellungen der Jugendlichen, ihr sozialer Hintergrund und die auf sie ausgeübte soziale Kontrolle durch das Umfeld erfasst. Etwa 84 Prozent der Jungen und 69 Prozent der befragten Mädchen begehren vor dem 18. Lebensjahr mindestens eine leichte oder mittelschwere Straftat wie zum Beispiel Ladendiebstahl, bevor sie das kriminelle Verhalten wieder von selbst einstellten.

Auch die zweite problematischere Gruppe von Straffälligen, so genannte Intensivtäter, hören mit zunehmendem Alter auf, Straftaten zu begehen, allerdings hält das kriminelle Verhalten tendenziell bis zur Schwelle zum Erwachsenenalter an, bevor es in Quantität und Intensität zurückgeht. Obgleich sie nur etwa sechs Prozent der Befragten ausmachen, begehen sie über die Hälfte aller Straftaten und sogar mehr als drei Viertel aller Gewalt-

delikte. „Dass Kriminalität einen Lebensabschnitt prägt, ist nur für Intensivtäter zutreffend“, sagt Klaus Boers, Professor für Kriminologie in Münster und Mitinitiator der Studie. Die Strafjustiz selbst wirke sich dann positiv auf Intensivtäter aus, wenn sie sich als Weichensteller zwischen Täter und der Jugendhilfe versteht und sowohl Grenzen setzt als auch die Tür für pädagogische Maßnahmen offen hält. „Das hört sich sehr schön an“, sagt Boers, „aber man muss bedenken, dass die Strafjustiz die letzte Auffanglinie ist, wenn andere Instanzen, die eigentlich immer erfolgreicher sind, wie Familie, Schule oder Vereine, schon keinen Erfolg hatten.“

Bei intensiveren Strafmaßnahmen ist das Risiko eines Rückfalls höher. So sind Gefängnisaufenthalte manchmal im Hinblick auf den Opferschutz notwendig. Aber das Risiko besteht, dass die Täter dort in ein negatives Lernumfeld geraten. Jugendliche haben dann keine normalen Beziehungen mehr, keine konformen Freunde oder Kollegen, sondern sind nur noch unter Straftätern. In dieser Atmosphäre können delinquente



Klaus Boers Foto: WWU/J. Busch

Einstellungen ganz besonders gefördert werden. Dies nennt man Prisonisierungseffekte. „Man muss wissen, dass einfach wegsperrn und abschließen keine Lösung ist“, erklärt Boers. Das Jugendstrafrecht, das als Erziehungsstrafrecht eine individuell angepasste und stufenweise Reaktion auf die unterschiedlichen Defizite der Jugendlichen erlaubt, beurteilt er deshalb positiv.

Intensivtäter sind zumeist problembelastete Jugendliche, die gewalttätige Handlungsabläufe gelernt haben. Hören Intensivtäter mit ihrem kriminellen Verhalten

auf, spricht man eher von „Ausstieg“ oder „Abbruch“ als von Spontanbewährung. Boers identifiziert dafür drei wichtige Bedingungen. Zum einen, dass sie stabil beruflich Fuß fassen können. Zum anderen, indem sie stabile Familienbeziehungen aufbauen und beispielsweise einen Partner außerhalb des kriminellen Milieus kennen lernen. Und schließlich, dass sie die bewusste Entscheidung treffen, mit ihrem kriminellen Leben aufzuhören.

Die Studie zeigt zudem, dass auch Jugendliche aus Migrantenfamilien nicht häufiger an Gewaltdelikten beteiligt sind als andere Jugendliche. Stabile familiäre und nachbarschaftliche Bindungen, ein gutes Schulklima und eine erfolgreiche Ausbildung wirken sich besonders bei dieser Gruppe positiv auf das rechtskonforme Verhalten aus. Auch geht die Bindung an traditionellen religiösen Werten mit einem geringeren Alkoholkonsum und einen gemäßigteren Lebensstil einher. Vor allem sorgt jedoch eine bessere Einbindung in das Bildungssystem dafür, dass Gewalt als Handlungsoption unattraktiv wird. Martin Peters

Radfahrende Revoluzzer

Die Critical-Mass-Bewegung fordert ein anderes Verkehrskonzept

Critical Mass ist wie der Stau auf der A9 bei München“, sagt Alexander John. Er ist Mitglied im Allgemeinen Deutschen Fahrrad-Club (ADFC) in Leipzig und nimmt regelmäßig an der Critical Mass Leipzig teil. „Dort treffen spontan sehr viele Menschen am Freitagnachmittag mit einem Auto aufeinander und bringen durch ihre Masse den Verkehrsfluss durcheinander“, sagt John ironisch. Studierende und Sportler, auch ältere Damen und Herren, sogar kleine Kinder sind an diesem Freitagabend im Mai bei der Veranstaltung anwesend. Etwa 60 bis 70 sind gekommen. An jedem letzten Freitag im Monat treffen sich Anhänger am Augustusplatz um 18 Uhr zu dieser Art Flashmob und fahren gemeinsam durch die Stadt. John, der große Boxen für die musikalische Unterhaltung mitgebracht hat, sagt ausdrücklich, man sei keine Demo. „Wir haben zwei Anliegen: Erstens, das Fahrrad ist ein wichtiges Verkehrsmittel, welches auch viele nutzen. Zweitens, das Fahrrad braucht auch Platz.“

International und plakativ lautet daher der Slogan der Critical-Mass-Bewegung: „Wir sind der Verkehr, ihr seid der Stau.“ Die Masse fährt nach einigen Runden auf dem Augustusplatz gemächlich los: erst in den äußersten Osten, von da aus in den Süden und dann in den Westen Leipzigs. Die Route ist jedes Mal anders. Immer wieder hupen Autos laut oder überholen riskant. Manch Auto-

fahrer lächelt beim Anblick der bunten Truppe auch einfach nur. Sie fordert ein anderes Verkehrskonzept, eines, das fahrradfreundlicher ist, mit mehr Radwegen. Sie wünscht sich mehr Rücksicht der Autofahrenden und will zeigen, dass Fahrradfahren angesagt ist.

Entstanden ist die Bewegung in den USA. In San Francisco trafen sich Ende 1992 die ersten Radfahrenden zur ersten Critical Mass, danach wurde die Bewegung Ende der 90er Jahre in Deutschland adaptiert. „Angefangen haben wir 2004 oder 2005 mit etwa 20 Leuten“, beschreibt John die Entstehung der Aktion in Leipzig. Ein paar Jahre später seien es dann schon hundert Personen gewesen. Während in Hamburg und Berlin schon über tausend Radfahrende teilgenommen haben und in Budapest im April 2013 der Rekord mit etwa 80.000 bis 100.000 Radfahrenden für die global größte Critical Mass aufgestellt wurde, erscheint sie in Leipzig im Vergleich eher klein. „Man kann die Aktion in Leipzig nicht mit Hamburg oder Berlin vergleichen“, erklärt John. „Die Einstellung zum Radfahren ist hier anders und auch die Polizei verhält sich in Berlin freundlicher gegenüber den Teilnehmenden.“ Hamburg und Berlin seien Städte mit 68er- und Umweltbewegung, Leipzig dagegen sei ein großes Dorf in Sachsen, behauptet John.

Die Critical Mass stützt sich auf den Paragraf 27, Absatz 1 der Straßenverkehrsordnung. Dort



Rollender Protest durch Leipzig

Foto: Andreas Bernatschek

heißt es, dass für einen Verband von mehr als 15 Radfahrenden die Verkehrsregeln und Anordnungen für den gesamten Verband gelten. Fährt also der Erste des Verbandes bei Grün über die Ampel und schaltet diese später um, so dürfen auch noch die restlichen Radfahrenden passieren.

Doch diese Regelung kennen nicht alle. Die Bewegung rief mit ihrer Fahrt in Leipzig des Öfteren Unverständnis sowohl bei Autofahrenden als auch bei der Polizei hervor. „Konflikte mit Autofahrern

gab es nur zweimal“, sagt John. „Einer wollte den fahrenden Verband aufmischen und hat versucht Leute vom Fahrrad zu reißen. Der andere hat trotz Gegenverkehr überholt und wäre fast in den Verband reingefahren.“ Die Sicherheit der Masse scheint der Polizei deshalb wichtig zu sein. Nach etwa einer halben Stunde fährt sie hinter dem Verband her – nur zum Schutz der Radfahrenden angeblich. Das Verhältnis zur Polizei war nicht immer so positiv, erklärt John. „Die Beamten der Bereit-

schaftspolizei verhalten sich uns gegenüber konfrontativ.“ Manchmal halte die Polizei den Verband an und überprüfe Personalien und filme auch einige der Radfahrenden. Im Mai 2009 sorgte ein Konflikt mit der Polizei für Aufregung unter den Teilnehmenden. Mehrere von ihnen, erzählt John, wurden vom Fahrrad heruntergezogen. Insgesamt habe sich die Beziehung zur Polizei jedoch verbessert.

Die Polizei bewertet den Konflikt im Mai 2009 anders. Die Radfahrenden verhielten sich „unkooperativ, provozierend und verkehrsgefährdend“, erklärt Uwe Voigt, Pressesprecher der Polizei Leipzig. Zudem hätten sie eine rote Ampel passiert, die Polizei sah darin eine Ordnungswidrigkeit und stellte Personalien fest. Im Nachhinein gab es eine Aussprache mit dem damals amtierenden Polizeipräsidenten Horst Wawrzynski, bestätigen beide Seiten. Das Verfahren wurde letztendlich eingestellt. „Seitdem gab es keine Schwierigkeiten mehr“, bekräftigt Voigt. „Das Auftreten und die Durchführung der Critical Mass bewerten wir positiv.“ Auch gäbe es keine Identitätsfeststellungen und Videoaufzeichnungen im Zusammenhang mit der Veranstaltung.

Eine radfahrende Masse, die sich den Weg durch Leipzigs Straßen bahnt, wird es wohl auch in Zukunft geben, bis sie ihre Forderung nach einem anderen Verkehrskonzept erfüllt sehen.

Julian Friesinger, Oliver Reimer

Der Weg ist das Ziel

Leipziger Teil der Pilger- und Wanderstrecke „Lutherweg“ eröffnet

Tritt man aus der grellen Sommersonne in die kühle Thomaskirche, meint man wirklich, hier wehe der Hauch der Geschichte. Luther predigte in dieser Kirche, die meist mit Johann Sebastian Bach und dem Thomanerchor verbunden wird, an Pfingsten 1539 zur Einführung der Reformation in Sachsen. Ein Fenster erinnert daran: Es zeigt Luther mit der von ihm übersetzten Bibel in der Hand, neben ihm sein Freund und Reformator Philipp Melanchthon und Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, der sich trotz seines katholischen Glaubens 1518 weigerte, das Ketzerurteil gegen Luther anzuerkennen. Wenn die Sonne scheint, leuchten die bunten Fensterscheiben und werfen ein warmes Licht in die dämmerige Kirche.

In der Thomaskirche beginnt der Ende Mai eröffnete Leipziger Teil des Lutherweges. Dieser ist ein ökumenischer Pilger- und Wanderweg, der etwa 2.000 Kilometer lang ist, noch durch Sachsen-Anhalt, Thüringen, Bayern und bald auch durch Hessen führt. Durch Orte, in denen Luther wirkte, oder die bedeutend für die Reformation waren. Das Motto: Gehen, schauen, beten, zur Ruhe kommen. „Auf dem Lutherweg sollen die Pilger Erkenntnisse zu



Das Lutherfenster

Foto: als

ihrem Bildungsstand oder Leben erlangen. Es soll sich ihnen die Frage nach dem Sinn des Lebens stellen“, sagt Ekkehard Steinhäuser, Pfarrer und Präsident der Lutherweg-Gesellschaft. „Man muss es nicht religiös überhöhen, aber der Lutherweg ist für Bildungs- und Pilgertourismus gedacht – sonst wäre es ja nur Wandern.“

In Sachsen ist der Lutherweg etwa 550 Kilometer lang und als Rundweg geplant, er geht durch 27 Orte. Leipzig ist Station Nummer 25. Die Pilger und Wanderer, die aus Neukieritzsch, wo Katharina Luther ihren Witwensitz hatte,

hierher kommen, laufen durch das Neuseenland, durch Markkleeberg und bei der Galopprennbahn in die Stadt hinein. Über 20 Kilometer Fußmarsch haben sie dann hinter sich. Aber wie schon Luther in einer Tischrede sagte: „Anstrengungen machen gesund und stark.“

Der Weg, den der Flyer „Lutherweg in Leipzig“ den Wanderern und Pilgern durch die Innenstadt empfiehlt, hat zwölf Stationen, die abzulaufen mit Besichtigungen zweieinhalb bis drei Stunden dauert. Nicht zuletzt, weil die Route kreuz und quer durch die Stadt geht. Die Tour führt nach der Thomaskirche weiter zur Nikolaikirche, in der 1539 der erste lutherische Gottesdienst der Stadt gefeiert wurde.

Das Zeichen des Lutherwegs, ein geschwungenes grünes L auf weißem Grund, sehen die Besucher zum ersten Mal bei Auerbachs Keller. Dessen Pächter Bernhard Rothenberger hatte sich schon 2013 um eine Mitgliedschaft in der Luther-Gesellschaft bemüht. Bekommen hat er sie für das „Lutherzimmer“, das gleichzeitig ein kleines Museum ist. Dort hängt das Gemälde „Das geheime Treffen“ von Volker Pohlentz, das Luther bei einer – nicht historisch belegten – Zusammenkunft mit

Heinrich Stromer, seinem Freund und Gründer der Gaststätte, aus dem Jahre 1521 zeigt. Die anderen elf Orte werden die Lutherweg-Plakette noch erhalten.

Der Thüringer Hof ist die vierte lutherische Station in Leipzig. Gedenkstätte wäre in diesem Fall nicht das richtige Wort, erinnern in der „Lutherhalle“ des Restaurants doch nur noch ein etwas verstecktes Bild des Reformators neben auf alt getrimmten Federkielen und die gerahmte Lutherrose, sein Wappen, an ihn, während Whitney Houston aus den Lautsprechern „I Wanna Dance With Somebody“ schmettert. Auf der Speisekarte wird in Großbuchstaben das Luthergericht angekündigt, gepökeltes Eisbein mit Sauerkohl und Klößen. „Luther hat immer deftig gegessen“, sagt Ralf Lindner, Chef des Thüringer Hofes. Luther sei 1519/20 mehrmals in das Gasthaus eingekehrt, das sich in einem der Vorgängerhäuser an dieser Ecke befand. Der Thüringer Hof mag nicht der spirituellste und auch nicht der historisch bedeutendste Ort des Lutherweges sein, aber irgendwo muss sich der unermüdete Wanderer ja stärken.

Die letzte große Station ist das Alte Rathaus mit dem Stadtgeschichtlichen Museum, das der Reformation und dem Buchdruck

eine eigene Abteilung widmet. Zu sehen gibt es etwa Schriften des Reformators und den Ehering Katharina von Boras von 1525. An den ersten fünf Stationen in Leipzig können sich die Pilger ihren Besuch mit Stempeln attestieren lassen, die das Logo des Lutherweges tragen und den jeweiligen Platz nennen. Weiter geht die Tour zum Neuen Rathaus, in die Hainstraße 15-18, zur Universitätskirche, zum Johannisplatz, in die Katharinenstraße 11, in Barthels Hof und zu guter Letzt ins Museum der Bildenden Künste, wo das berühmte „Bildnis Luthers als Juncker Jörg“ von Cranach dem Älteren ausgestellt ist.

„Anders als beim Jakobsweg, der einen Bestimmungsort hat (das Grab des Apostels Jakobus in Santiago de Compostela, Anm. d. Red.) ist beim Lutherweg der Weg das Ziel“, sagt Steinhäuser. So könnte sich wohl auch Luther mit dem Pilgerweg ihm zu Ehren anfreunden, obwohl er Wallfahrten als „Narrenwerk“ bezeichnete und über den Jakobsweg gesagt haben soll: „Lauf nicht dahin, man weiß nicht, ob Sankt Jakob oder ein toter Hund daliegt.“ In Leipzig ist immerhin schon sicher, dass wirklich Bach im Grab in der Thomaskirche liegt.

Ariane Dreisbach

Hypezig ungeschminkt

Neuer Blog zur Stadtentwicklung: „einundleipzig“

Leipzig, die bescheidene Naturschönheit. Die Stadt, die sich nicht aufdrängt und doch jeden in ihren Bann zieht. Hier fühlt sich das Leben irgendwie unkompliziert an. Ein bisschen wie Urlaub im Alltag. Der Ruf des alternativen Kleinstadtcharmes in der Großstadt eroberte die Republik und der spöttisch klingende Beinamen „Hypezig“ ist nun bundesweit im Umlauf. Doch hinter der Kulisse des urbanen Kreativglamours ist Leipzig auch die Vizehauptstadt der Armut, besitzt ein äußerst geringes Lohnniveau und zudem eine hohe Arbeitslosenquote – Fakten, die oft vergessen werden.

Das mindert die Attraktivität der Messestadt keinesfalls. Nicht zuletzt der Zuzugsboom der vergangenen Monate führte dazu, dass Leipzigs Einwohnerzahl die der Landeshauptstadt Dresden überflügelte. Investoren profitieren von dieser Entwicklung: Sanierung, Neubau und steigende Mieten betreffen längst nicht mehr nur den Leipziger Westen. Das sagen auch Christina Schmitt, Carolyn Wißing und Wolfgang Amann von „einundleipzig“ – drei zugezogene Studenten, die die Leipziger Stadtentwicklung journalistisch aufarbeiten und dabei Problemen wie Gentrifizierung auf den Grund gehen sowie verschiedene Zukunftsszenarien für Leipzig durchleuchten. Ihr Ziel ist es, „einen möglichst umfassenden Blick auf die Stadt zu werfen“, sagt Wolfgang. „Auch wenn im Westen und Osten Leipzigs gerade mehr passiert als beispielsweise im Norden.“



Die Gründer von „einundleipzig“: Christina, Wolfgang und Carolyn (v.l.)

Foto: einundleipzig

Einen umfassenden Blick auf die Stadt werfen, das heißt für das Trio, einen multimedialen Blog entwickeln. Dafür recherchieren sie in ganz verschiedene Richtungen. Denn „einundleipzig“ verbindet drei Teilaspekte: Wissenschaft, Journalismus und Bürgerengagement. Interaktive Karten sollen Wanderungsbewegungen in Leipzig nachspüren sowie die Sozialstruktur der einzelnen Stadtteile illustrieren. Neben nüchternen Statistiken hält das Projekt aber auch sehr persönliche Geschichten zum Leben und Wohnen in Leipzig bereit. Eine hat Carolyn bisher besonders berührt: „Gerade die Ereignisse in der Holbeinstraße haben mich bewegt. Dort sollen Mieter gegen eine Abfindung ausziehen, damit das Haus saniert werden kann. Ich selbst bin von solchen Prozessen nicht

betroffen, es regt mich aber zum Nachdenken an.“

Die Holbeinstraße steht exemplarisch für den sperrigen Begriff der Gentrifizierung, der vereinfacht gesagt die Verdrängung von einkommensschwächeren Gesellschaftsschichten zugunsten zahlungskräftigerer bezeichnet. Was in wachsenden Großstädten wie Hamburg und Berlin schon lange diskutiert wird, scheint auch hier angekommen zu sein. Wie zutreffend das Modell der Gentrifizierung für Leipzig ist, wollen die Studenten klären. Mit Hilfe von Wissenschaftlern des Instituts für Länderkunde oder des Helmholtz-Zentrums für Umweltforschung hinterfragen sie das Phänomen und sehen dabei auch ihre eigene Rolle durchaus kritisch. Denn „natürlich sind wir als zugezogene Studenten quasi die Vorhut der

Gentrifizierung“, erklärt Carolyn und ergänzt, dass die günstigen Mieten ein Pluspunkt für Leipzig seien.

Auch das soll „einundleipzig“ bieten: Eine Art Pro- und Contraabwägung, woher der Hype um Leipzig rührt und was davon bleibt. „Es soll auf keinen Fall so aussehen, als würden wir nur auf Schicksale abzielen. Wir wollen auch zeigen, wie schön das Leben hier ist. Dass es Freiräume gibt“, sagt Carolyn. Durch eine Förderung des „Vocer Innovation Medalab“ in Höhe von 3.000 Euro kann das Projekt vorerst abgeschlossen sein. Dann wird der Blog ausführliche Antworten auf die drängenden Fragen Leipzigs liefern. Eine Stadt für alle, das ein und alles, „einundleipzig“.

Melanie Schröder

Musizieren gegen den Sozialismus

DDR-Reihe: Beatdemo und Straßenfestival als Katalysator im Wendejahr 1989

Als zahlreiche Musiker aus der gesamten DDR am 10. Juni 1989 auf die Straßen Leipzigs gingen, um dort ein Musikfestival zu feiern, hätten wohl die wenigsten von ihnen geahnt, dass sie nur ein paar Monate später endlich auch frei Musik machen würden. Musik galt in der DDR lange Zeit als ein Mittel zur Rebellion, zum Aufstand gegen das sozialistische Regime. Die musikalische Freiheit wurde in der Zeit der Teilung Deutschlands 1949 bis 1989 von der damaligen Staatspartei der DDR, der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, erheblich eingeschränkt. Besonders Rock-, Blues- und Folk-Musiker hatten es schwer, ihre Kunst nach freiem Willen zu betreiben. In den 50er Jahren wurden diese Musikrichtungen noch als barbarisierendes Gift des Amerikanismus angesehen und waren demnach, wie auch jeder andere westliche Einfluss, zu unterbinden.

Gegen die Unterdrückung ihrer Musikkunst gingen in Leipzig bereits am 31. Oktober 1965, insbesondere Unterstücker der sogenannten Beatmusik, auf die Straße. Die Musikrichtung, die Anfang der 60er Jahre in der DDR

aufgekommen war, fand schnell viele hauptsächlich junge Anhänger. Aus dem Hype gingen einige Jugendbands hervor, deren Musik sowohl von E-Gitarren als auch von E-Bass und Schlagzeugrhythmen geprägt war. Nachdem im Oktober 1965 an die 50 Leipziger Beatbands verboten worden waren, demonstrierten rund 200 Jugendliche gegen die staatliche Intervention. Unmittelbar nach Beginn der Proteste wurde die Demonstration von Volkspolizei und Staatssicherheit gewaltsam aufgelöst. Dennoch gilt die „Beatdemo“, wie sie auch genannt wird, noch heute als ein starker Ausdruck von Jugendemanzipation in der DDR.

Am 10. Juni 1989 folgte dann ein weiterer Höhepunkt in der Musikbewegung. Leipziger Oppositionsgruppen hatten für diesen Tag nach Leipzig geladen. Ziel war es, ein Straßenmusikfestival mit Musikern aus dem ganzen Land zu feiern und somit dem Regime zu trotzen. Außerdem wollten sie ein Zeichen für die Legalisierung von Straßenmusik setzen. Trotz eines Verbotes der Veranstaltung durch die staatlichen Behörden reisten zahlreiche Künstler an. „Es kamen sehr viele Gruppen aus der ganzen

DDR: Theater, Straßentheater, kirchliche Gruppen, die Aufführungen gemacht haben“, erinnert sich Uwe Schwabe, einer der Mitorganisatoren des damaligen Straßenmusikfestivals. Weitere Hauptinitiatoren waren Steffen Läßig und Katrin Hattenhauer, beide aktive Bürgerrechtler zur damaligen Zeit und Mitglieder des Arbeitskreises für Gerechtigkeit. Die Initiativegruppe Leben, der Läßig einige Zeit später beitrug, war dann am 10. Juni ebenfalls mitverantwortlich für die Organisation und Durchführung des Straßenfestes.

Bis zum Mittag musizierten die Künstler in der Leipziger Innenstadt. „Das Ministerium für Staatssicherheit wusste natürlich, wer das vorbereitet hatte“, sagt Schwabe rückblickend. „Wir haben uns gedacht: 'Die werden verhindern, dass wir in die Innenstadt kommen, die werden uns alle festnehmen, am 10. Juni.'“ Bis zum Nachmittag sei alles gut gegangen. „Auf einmal war Leben in der Innenstadt, Musik, man konnte weilen, sich hinsetzen. Es war eine tolle Atmosphäre“, erzählt Schwabe. Doch dann begannen die Sicherheitskräfte damit, Musikanten, aber auch Unbeteiligte, ge-

waltsam auf Lkws zu verladen. Das Vorgehen der Polizisten sorgte bei Zuschauern und Passanten für Empörung. „An diesen Tagen waren viele Touristen in der Innenstadt“, sagt Schwabe. „Auf einmal sahen sie: Die führen Musiker ab, die friedlich Musik machen und Lieder spielen. Die werden verhaftet! In welchem Land leben wir denn?“ Es wurde vehement die Freilassung von Verhafteten gefordert. Trotz der Gefahr weiterer Festnahmen begannen Musiker weiter auf dem Marktplatz zu singen und zu tanzen. Immer wieder spielten an verschiedenen Orten Musikanten und es formierten sich Menschen zum friedlichen Protest gegen die Verhaftungen. Insgesamt dauerte die Verhaftungswelle bis etwa 21.30 Uhr an.

Die Wirkungen des Straßenmusikfestivals in dieser angespannten politischen Situation reichten weit über Leipzig hinaus und regten die öffentliche Diskussion um die DDR weiter an. Somit wirkten das hysterische Eingreifen der Staatsmacht und die Solidaritätsbekundungen von Passanten mit den Musikern als Katalysator im Wendejahr 1989.

Mirjam Ratmann

Ballnacht

Public Viewing

Die Spiele der Europa- und Weltmeisterschaften zu Hause vor dem eigenen Fernseher zu verfolgen ist seit der WM 2006 mehr und mehr aus der Mode gekommen. Viele Fußballfans fiebern nicht mehr in kleiner Runde auf der heimischen Couch mit, sondern erleben die Spiele der deutschen Nationalelf lieber bei großen Fanfesten oder in Cafés und Bars.

Damit das auch in diesem Jahr wieder möglich ist, haben Bundestag und Bundesrat eine Sonderverordnung gebilligt, die öffentliche Übertragungen auf Großleinwänden nach 22 Uhr und in Ausnahmefällen sogar nach Mitternacht während der Fußball-Weltmeisterschaft möglich macht. Normalerweise darf der Geräuschpegel in Wohngebieten um diese Uhrzeit 40 Dezibel nicht überschreiten. Da es beim Public Viewing aber deutlich lauter wird, sorgte Umweltministerin Barbara Hendricks (SPD) dafür, dass die Kommunen über die Genehmigung in jedem konkreten Fall selbst entscheiden. Die Einführung der Sonderverordnung war aufgrund der fünf- bis sechsstündigen Zeitverschiebung zwischen Gastgeberland Brasilien und Deutschland nötig. Fast die Hälfte der 64 Begegnungen wird dadurch erst um 22 Uhr deutscher Zeit oder später angepfiffen. Durch die Verordnung werden die Zulassungsverfahren nach landesrechtlichen oder kommunalen Vorschriften geregelt. Je nach Art des Public Viewings sind verschiedene Fachämter an einem Genehmigungsverfahren beteiligt. Das Ordnungsamt der Stadt Leipzig entscheidet auf Grundlage der Straßenverkehrsordnung und der geltenden Sondernutzungssatzung, ob ein Public Viewing genehmigt wird. Auch das Amt für Umweltschutz (AfU) wird dafür hinzugezogen. Das AfU teilt Auflagen und Bedingungen mit, die dann in der straßenrechtlichen Erlaubnis in den entsprechenden Paragraphen der Straßenverkehrsordnung mit aufgenommen werden.

Doch nicht alle Veranstalter sind an der Verordnung und einem Public Viewing interessiert. Sowohl die Stadt Leipzig als auch die Betreibergesellschaft des ehemaligen Leipziger Zentralstadions werden in diesem Jahr aufgrund der damit verbundenen Kosten kein Public Viewing veranstalten. Das Fanfest vom Veranstalter TNC findet in diesem Jahr nicht wie in den letzten Jahren auf der Gottschedstraße, sondern auf dem Richard-Wagner-Platz statt. Die Konzerte in der Thomaskirche, die im Rahmen des beinahe zeitgleich beginnenden Bachfestes stattfinden, würden ansonsten vom Lärm gestört werden.

Auch auf der Karl-Liebknecht-Straße wird der Lärm gering bleiben. Die Bauherren haben dem Wunsch der dort ansässigen Gastronomen entsprochen und einen vorübergehenden Baustopp während der Weltmeisterschaft beschlossen. Eine gute Voraussetzung, damit es in den Kneipen und Cafés in dieser Zeit dann lauter werden kann.

Niklas Tolkamp

„Ich liebe Deutschland“

Die Geschichte einer Romafamilie zwischen Mazedonien und der BRD

Unsere Türen stehen Fremden immer offen“, grüßt Zulfi herzlich. Er führt mich ins Wohnzimmer. Stolz präsentiert er eine gemütliche Sitzecke, die er für wenig Geld bei der Caritas erworben hat. Seine Frau serviert Schwarztee in kleinen Gläsern und süßes Gebäck. Zulfi ist sehr erfreut, dass er endlich mal Deutsch reden kann. Denn leider würden sich seine Gespräche mit Deutschen sonst auf die Höflichkeiten an der Supermarktkasse beschränken. „Bitte, Danke und einen schönen Tag noch.“ Er lässt drei Stücke Zucker in seinen Tee fallen, dann beginnt er, seine Geschichte zu erzählen.

Zulfi wurde in Mazedonien in eine Romafamilie hineingeboren und ist bereits mit acht Jahren zusammen mit seinen Eltern nach Deutschland gekommen. Er schwärmt von diesen Jugendzeiten: „Es war ein gutes Leben. Ich hatte viele Freunde hier, sie waren wie Brüder für mich.“ Doch es sollte ihm nicht vergönnt sein, sein weiteres Leben in Deutschland zu verbringen. Als er 17 Jahre alt war, kam mitten in der Nacht die Polizei und die ganze Familie wurde abgeschoben. Es war ein Schock. Mazedonien war für ihn ein fremdes Land. „Ich habe meinen Vater viele Jahre lang gehasst“, erinnert sich der heute 35-Jährige, denn er glaubte damals, sein Vater wäre daran Schuld gewesen, dass sie wieder zurückkehren mussten. Erst vor wenigen Jahren habe er sich endlich bei seinem Vater entschuldigt, sagt Zulfi reuevoll. Denn erst als er gesehen habe, wie viele Familien aus Deutschland in ihre Herkunftsländer zurückgeschickt werden, habe er verstanden, dass sein Vater nicht freiwillig nach Mazedonien gegangen sei.

Die Jahre in Mazedonien waren eine sehr schwere Zeit. Als Roma hatte man so gut wie keine Chance, Arbeit zu bekommen. „Braun ist braun“, seufzt Zulfi, an seiner Hautfarbe würde er direkt als Zigeuner erkannt. „Die Mazedonier hassen uns. Wir werden gefoltert und Frauen und Kinder vergewaltigt.“ Einen Monat lang hatte Zulfi dennoch eine Stelle als Schweißler. Wenn er darüber spricht, leuchten seine Augen. Stolz erzählt er, dass er täglich 300 Wasserboiler schweißen konnte. Doch seine Kollegen wollten nicht mit einem Roma zusammenarbeiten und er musste die Firma nach kurzer Zeit wieder verlassen.

Mit 18 Jahren heiratete er seine Frau. „Wenn du in Mazedonien ein Mädchen kennenlernst, musst du es heiraten.“ Lachend erinnert er sich, dass er sich, gewöhnt an deutsche Konventionen, anfangs ziemlich gewundert habe über diese Ansicht.



Zulfi und seine Frau in ihrer Leipziger Wohnung

Foto: Julian Friesinger

Auch über die Rollenverteilung in der Familie war er erstaunt. Seine Frau sagte ihm, er dürfe nicht kochen oder Wäsche waschen, denn dies sei ihre Aufgabe. Und dann kam ein Kind nach dem anderen. Insgesamt sind es vier geworden: erst zwei Mädchen und dann zwei Jungs. Heute sind sie zwischen sieben und 16 Jahren alt. Um zu überleben, musste die ganze Familie arbeiten gehen. Im Sommer pflückten sie auf den großen Feldern Sauerkirschen, Trauben und Tomaten. Jeden Tag von sieben Uhr morgens bis sieben Uhr abends. Auch die medizinische Versorgung und die Schule kosteten viel Geld. Nur einen Monat lang konnte Zulfi seinen Kindern einen Schulbesuch ermöglichen. Aber dies sei keine schöne Erfahrung für sie gewesen, da sie von den anderen Kindern wegen ihrer dreckigen und abgenutzten Kleider ausgelacht worden seien.

„Wenn meine Kinder jetzt aus der Schule kommen und ich sie lachen höre, dann bin ich glücklich.“ Es erfüllt ihn mit Stolz, dass sie hier in Deutschland Lesen und Schreiben gelernt haben. „Ich liebe Deutschland“, verkündet Zulfi immer wieder. Als er nach den 15 Jahren in Mazedonien endlich wiedergekommen ist, habe er den Boden geküsst. Zulfi wünscht sich für seine Kinder, dass sie hier die Schule abschließen, einen Beruf ergreifen und ein normales, gesundes und glückliches Leben führen können. Doch es ist nicht sicher, ob dieser Wunsch in Erfüllung geht, denn das Verwaltungsgericht verhandelt gerade noch darüber, ob Zulfi und seine Familie das Recht haben, hier zu bleiben.

Vor knapp zwei Jahren flüchtete Zulfi mit seiner Familie nach

den, wenn er freiwillig wieder ausreise.

Den Hinweis nahm sich der Familienvater zu Herzen. Doch in Mazedonien wurde in der Zwischenzeit ihre Hütte niedergebrannt. Was damals noch alles passiert ist, darüber möchte Zulfi nicht sprechen. Daraufhin verkaufte er all sein Hab und Gut, um sich erneut mit seiner Familie auf die Flucht zu begeben. Er möchte nicht zurück. Nie wieder. Auch wenn das Verwaltungsgericht entscheiden sollte, dass er gehen muss, wird er auf höherer Ebene klagen und weiterkämpfen, für seine Kinder, damit sie nicht so leiden müssen wie er. „Wir Roma haben Kämpferblut“, beteuert er. Dennoch scheint ihn der Kampf zu ermüden. Scherzend sagt er: „Obwohl ich erst 35 Jahre alt bin, habe ich schon ganz viele graue Haare von den vielen Sorgen über die Zukunft.“

Zulfi ist sehr dankbar für alles, was er in Deutschland bekommen hat. Er zählt die Dinge auf, die ihm schon wie ein großer Luxus vorkommen: Eine Wohnung, Strom, fließendes Wasser. Es betrübt ihn nur, dass er hier nicht arbeiten darf und auf die Sozialleistungen angewiesen ist. „Warum soll ich denn nicht arbeiten? Ich bin doch gesund!“ Doch das Gesetz schreibe vor, dass er nur etwas tun darf, was kein Deutscher

kann, damit er keinen Arbeitsplatz wegnimmt. Reich möchte er nicht werden. „Wir Roma wollen nur glücklich sein, tanzen, feiern, essen und trinken. Wir brauchen keinen Reichtum. Wenn du zu viel Reichtum hast, macht es dich kaputt und du glaubst nicht mehr an Gott.“

In den kommenden Wochen wird ein Brief vom Gericht eintreffen. Zulfi betet zu Gott, dass seine Familie in Deutschland bleiben darf. An Vorschriften hält er sich immer genauestens, um keine Probleme mit der Polizei oder den Behörden zu bekommen. Aus Rücksichtnahme vor den deutschen Nachbarn dreht er nicht einmal die Musik laut auf. Dabei findet er, dass Tanz und Musik das Wichtigste überhaupt sind. Er schreibt auch eigene Rap-Lieder und tritt damit hin und wieder auf. „Ich singe nur über Deutschland. Denn Deutschland ist mein Land und mein Leben.“

Als Zulfi seine Geschichte zu Ende erzählt hat, zieht er gedankenverloren an seiner Zigarette und schaut mich an. „Du hast mich zurückgeschickt mit deinen Fragen. Alle Gedanken kamen wieder hoch. Wie in einem Traum. Doch es war kein Traum. Es war Realität.“ Sein Leben würde einen ganzen Roman füllen.

Myriel Hermann

Info: Asylsituation für Roma

Nach einem neuen Gesetzesentwurf des Bundesinnenministeriums sollen Balkanländer künftig als sichere Drittstaaten zählen. Dies würde bedeuten, dass ein Asylantrag in Deutschland für Menschen aus diesen Ländern in Zukunft unmöglich wird. Die Menschenrechtsorganisation Amnesty International schreibt jedoch in ihrem Jahresbericht 2012 etwa von weit verbreiteter Diskriminierung von Roma, Zwangsräumungen von Siedlungen und Bildungsdiskriminierung von Roma-Kindern auf dem Balkan. Stephan Bosch, der sich seit 16 Jahren für Flüchtlinge einsetzt und bei der Initiative „Kein Mensch ist illegal“ mitarbeitet, kritisiert daher, dass das geplante Gesetz Unrecht manifestieren würde. Schon heute sei es für flüchtende Roma aus diesem Gebiet extrem schwierig, eine Aufenthaltserlaubnis zu erhalten. Im Prinzip würden diese Menschen schon heute so behandelt, als kämen sie aus sicheren Drittstaaten.

In den letzten Jahren hat die Zuwanderung aus den Balkanstaaten zugenommen, da eine visumsfreie Einreise nach Deutschland möglich ist. Für drei Monate können die Familien sich als „Touristen“ hier aufhalten. 2013 kamen 38.400 Asylantragssteller vom Balkan, knapp ein Drittel aller Anträge. Die Anerkennungsquote war marginal. Allerdings wurde 2013 ohnehin nur in 1,1 Prozent aller Fälle politisches Asyl gewährt. „Je größer die Flüchtlingsgruppe, desto weniger Hilfe gibt es“, moniert Bosch. Das sei paradox, denn während sich die Lage in den Ländern verschlimmere und mehr Menschen flüchteten, würde in Deutschland verstärkt darüber nachgedacht, wie man die Flüchtlinge wieder loswerden könne.

Auch bei der Behandlung der Flüchtlinge in Deutschland sieht Bosch ein großes Verbesserungspotential. Den Menschen werde beispielsweise der Zugang zu medizinischer Versorgung erschwert. Sie

haben lediglich den Anspruch auf Schmerz- und Akutbehandlungen. Die Kosten für längerfristige Therapien werden nicht übernommen, obwohl gerade Menschen aus Krisengebieten starke Traumata aufweisen. Für die Glaubhaftigkeit ihrer Flüchtlingsgeschichten vor Gericht werden jedoch medizinische Gutachten verlangt. Die Hürden, ein solches Gutachten zu erhalten seien unzumutbar hoch, kritisiert Bosch.

Erhalten Flüchtlinge keine Aufenthaltserlaubnis und verweigern eine freiwillige Ausreise, werden sie abgeschoben. Die „Internationale Organisation für Migration“ übernimmt dafür die Kosten. Fliehen die Menschen ein zweites Mal nach Deutschland, müssen sie das Geld zurückzahlen. 2013 standen Serbien, Kosovo und Mazedonien ganz oben auf der Liste der Zielstaaten für die Abschiebung. Insgesamt schoben die deutschen Behörden vergangenes Jahr 3.550 Menschen auf den Balkan ab.

Myriel Hermann



Die Forschung in der Prekarität

Tsiganologie gehörte ehemals zur Leipziger Ethnologie

Gitane, Roma, Sinti, Paria, Jenische und Kalderasch – sie alle sind „Randgruppen, die aufgrund ihres speziellen Verhältnisses zur Mehrheitsgesellschaft mit Sammelnamen wie Zigeuner und Gypsies belegt werden“, erklärt Bernhard Streck, ehemaliger Leiter des Instituts für Ethnologie in Leipzig. Mit diesem Verhältnis ist eine Distanz – teils aufgezwungen, teils selbst gewählt – gemeint, die Zigeunergruppen zu der Mehrheit der Bevölkerung haben. Das ist – neben einem Leben in Prekarität, Mobilität und anderen – eine der Gemeinsamkeiten aller Zigeuner, die die Wissenschaft gefunden hat.

Zigeunerforschung beginnt mit der Verortung des Fremden innerhalb einer Mehrheitsgesellschaft. Es ist hier von einer langen Tradition die Rede, die einen genauen Zeitpunkt des Beginns nicht kennt. Streck geht so weit zu sagen, dass sie „eine der ältesten Sozialwissenschaften“ ist. Der erste bekannte deutsche Gelehrte, der im späten 18. Jahrhundert eine Abhandlung über Zigeunergruppen mit wissenschaftlichem Anspruch schrieb, ist Heinrich Moritz Gottlieb Grellmann.

Über 200 Jahre später wird nicht mehr von Zigeunerforschung geredet, zu belastet ist der Begriff aus der NS-Zeit. Gemeinsam mit wissenschaftlichen Kollegen prägte Streck den Begriff Tsiganologie und setzte damit eine Zäsur gegenüber der politisch missbrauchten, rassistisch ausgelegten Zigeunerforschung der Nazis. Dennoch benutzen Tsiganologen weiterhin das Wort Zigeuner. „Die Bedeutung des Sammelnamens darf nicht überschätzt werden“, sagt Streck. Im Gegensatz zu der in Deutschland öffentlich verwendeten Bezeichnung Roma und Sinti – eine ethnische Zuschreibung von Zigeunergruppen aus Osteuropa – umfasst Zigeuner eine soziale Kategorie. In dem Wort Zigeuner sehen die Tsiganologen letztlich die einzige Möglichkeit, diese Menschen, die zahlreiche verschiedenen Gruppennamen haben, zu einer gewissen, nicht ethnischen Kategorie zusammenzufassen. Es gibt hier einen großen Unterschied zur Linguistik: Die benutzt den Namen Roma als Sprachbezeichnung. Zu vergessen ist dabei jedoch nicht, dass der Begriff außerhalb des wissenschaftlichen Kontextes leicht für politische Zwecke missbraucht werden kann. Auch werden vorhandene Vorurteile bei unreflektierter Begriffsnutzung weiterhin reproduziert.

Zigeuner kommen tatsächlich nicht nur aus Osteuropa. Sie gibt es überall dort verortet, wo Gesellschaften Zwischenräume lassen. Zigeuner übernehmen Aufgaben, die



Musik als Zwischenraum: Roma-Band Caci Vorba

Foto: K. Werena & A. Majczyna

sonst keiner machen will, die verfehmt sind. Da Zigeunergruppen in der Regel selbst keine Nahrung produzieren, haben sie sich auf soziale Dienstleistungen spezialisiert. Dabei nutzen sie bereits vorhandene Ressourcen, die teilweise schon konsumiert wurden: Sie sammeln Abfälle der Mehrheitsgesellschaft. So können nicht nur die Nischen, die sie ökonomisch nutzen, sondern auch die Güter, die sie daraus beziehen, mit Tabus behaftet sein. Güter und ökonomisch ungenutzte Nischen finden sie auf der „sozialen Weide“, der Stadt oder in Dörfern, und setzen diese in verschiedenen Erwerbsstrategien um: als halbnomadische Handwerker, spontanmobile Unterhalter oder sesshafte Kleinhändler. Die Jenischen aus der Schweiz hausieren mit Kurzwaren für den Haushaltsbedarf, die Kalderasch aus Osteuropa sind Kesselflicker und die Kalbelia sind Tänzer aus Rajasthan, Nordindien. Sie können Löffelschnitzer, Köhler, Tagelöhner, Tierdressoure, Gerber und Schmiede sein.

Einige dieser Erwerbsstrategien sind heute nichtig geworden, weshalb sich neue herausgebildet haben. Zigeunertätigkeiten umfassen eine große Vielfalt, in welcher die Tsiganologie versucht, die kleinsten gemeinsamen Nenner zusammenzutragen. Demnach haben Zigeunergruppen im Vergleich zur Mehrheitsgesellschaft eine eigenständige Lebensführung mit eigener Wert- und Moralvorstellung, die von einer starken internen Solidarität geprägt ist. Die Gruppen leben in Abhängigkeit zur Mehrheitsbevölkerung, denn dort liegen ihre Ressourcen. Für Zigeunergruppen „hat sich in jüngerer Zeit der Begriff ‚Parallelgesellschaften‘ eingebürgert“, erläutert Streck. „Es sind aber keine Gesell-

schaften, in denen die Individuen durch gesetztes Recht organisiert werden, sondern es sind Gemeinschaften mit so genannten face-to-face-Beziehungen.“ Die Beziehungen zwischen Menschen der Mehrheitsgesellschaft sind dagegen mehrheitlich indirekt.

Zigeuner sind nicht wehrhaft. Sie bilden keine Soldaten aus und nehmen nicht an Kriegen teil. „Voraussetzung dafür ist Landfrieden“, sagt Streck. „Zigeuner leben bisweilen eine Art von ‚Fluchtkultur‘.“ Sie müssen stets in konfliktfreie Gegenden ziehen, wo sie ökonomische Nischen finden und ihre Erwerbsstrategien ausführen können.

Trotz zahlreicher Erkenntnisse ist die tsiganologische Forschung bei Weitem noch nicht am Ende: Im Forum Tsiganologische Forschung (FTF) in Leipzig beschäftigen sich Studenten und Wissenschaftler mit der Vielfalt der Zigeunerwelt. Das FTF ist vernetzt mit Tsiganologen im In- und Ausland. Bernhard Streck brachte die tsiganologische Lehre in den 1990er Jahren nach Leipzig. Nachdem Streck 2010 in den Ruhestand ging, wurde sukzessiv die aktive Lehre in Leipzig eingestellt. Trotzdem hofft der Ethnologe, dass die Forschung weitergetragen wird: „Auf diesem globalen Gebiet klafft eine große Wissenslücke. Gerade im interkontinentalen Vergleich gibt es sehr viel zu entdecken“, sagt der emeritierte Ethnologe. „Im FTF war eine Perspektive entwickelt worden, die dem Spannungsverhältnis zwischen der Wissenschaft und Kritikern gerecht werden sollte, das Thema aber nicht ganz den Sozialarbeitern und Menschenrechtsaktivisten überlassen wollte.“

Julia-Marie Czerwonatis

Die fahrenden Leute

Eine Geschichte der Zigeuner

Es ist der Herbst des Mittelalters. Fast jeder Berufsstand war bis zu diesem Zeitpunkt mobil. Ende des 15. Jahrhunderts lassen sich die Menschen vermehrt in den Städten nieder. Und auf einmal fallen fahrende Leute auf. „Zigeuner ist ein Begriff polizeilicher Erfolge“, erzählt Olaf Günther, ein Leipziger Ethnologe. „Zigeuner“ tauchen das erste Mal in Urkunden des 15. Jahrhunderts auf. Was heute unseren Apparat aus Bürokratie ausmacht, hat dort seine Anfänge. Polizisten und städtische Beamte beginnen etwa die Bewohner von Städten zu registrieren. Die Verschriftlichung von Kultur ist ein Phänomen der Verstädterung. Plötzlich müssen fahrende Leute erklären, wohin sie gehören und wer sie eigentlich sind. „Sie werden unter der Kategorie Zigeuner gefasst“, erklärt Günther die Genese des Zigeuner-Begriffs.

Die Gruppen von fahrenden Leuten sind so klein, dass es sich nicht lohnt, ihnen einzelne Namen zu geben. Oftmals sind es Familien, die gemeinsam unterwegs sind. Im 18. Jahrhundert beginnen erfahrene Polizeibeamte in Deutschland Bücher zu produzieren, in denen sie alle Tricks weitergeben wollen, die sie über das „Zigeuner- und Gaunervolk“ gelernt haben. „Wenn man diese Literatur liest, dann schwingt da ein Stück weit Verwunderung über diesen Lebensstil mit“, berichtet Günther. „Im Großen und Ganzen verdammen sie die Lebensweise, die sie dort beschreiben.“ So kriminalisieren sie die Zigeuner, obgleich die fahrenden Leute Lohn und Arbeit haben und gebraucht werden. Sie sind Scherenschleifer, Pferdedoktoren, Kesselflicker und Kaltschmiede. Sie werden als Dienstleister gebraucht.

Was die ziehenden Gruppen dieser Zeit verbindet, ist eine gemeinsame Geheimsprache, das Rotwelsch. Sie hat viele linguistische Einflüsse: aus dem Jiddischen, Englischen, Romanes. Rotwelsch ist die Sprache der Landstraße – eine Ansammlung von Worten, die man benutzt, damit Dritte nicht wissen, worum es geht. Die Sprache bildet sich etwa im 17. Jahrhundert und bleibt bis ins 19. Jahrhundert ein bedeutender Soziolekt der fahrenden Leute. Heute sind Ausdrücke des Rotwelschs in unseren Sprachgebrauch eingeflossen: Bulle und Polente für Polizei, Kohldampf, Bock haben oder Moos für Geld.

Zigeuner sind bis zu ihrer Internierung in die Konzentrationslager extrem mobil. Das heißt nicht, dass sie niemals einen festen Wohnort haben. Trotzdem sind sie viel unterwegs. Neben den Kleinhandwerksberufen ziehen sie als Musiker, Zirkusleute und Wahrsager durchs Land.

Sie werden gebraucht und sind trotzdem verfehmt. Nach Max Weber gibt es drei Arten von sozialen Beziehungen: den Handel, die Tisch- und die Bettgemeinschaft. Es gibt Gruppen, die nur in den Handel integriert sind, alle Interaktionen bleiben rein geschäftlich. Eine Beziehung mit Zigeunern auf persönlicher Ebene wird kategorisch ausgeschlossen. Daraus entsteht eine Spannung. „Leute, die von Tisch und Bett ausgeschlossen sind, sind zumeist Leute, die von außerhalb kommen“, sagt Günther.

Im Laufe der Zeit nimmt die Zahl der fahrenden Leute immer mehr ab. Nach der Verstädterung folgt im 19. Jahrhundert die Industrialisierung. Viele Bauern ziehen vom Land in die Städte, wo dort Lohnarbeit zu finden. Jene Bauern, die Zigeuner für ihre Dienstleistungen bezahlt haben. „Nehmt die Wäsche von der Leine, die Zigeuner kommen!“ ist ein Spruch der Stadt. Denn Wäscheleinen im Hinterhof von mehreren Familien gibt es nur dort. „Theoretisch kann da jeder etwas wegnehmen, trotzdem werden Zigeuner zum Sündenbock gemacht.“ Es kommt zur stärkeren Ausgrenzung von Zigeunern, Juden und „Andersartigen“. „So richtig gesundet ist das bis heute nicht. Die Vorbehalte gegen Zigeuner sind immer noch so stark, dass man das als Erbe des Dritten Reichs betrachten kann“, konstatiert Günther. „Liest man in der Presse nach der NS-Zeit, etwa ab den 60er Jahren, sind die Artikel zumeist im Kontext einer Art Wiedergutmachung oder in einem KZ-Opfer-Diskurs.“

Erst Ende der 1990er mit der Migrationsbewegung im Zuge der Europäisierung und dann in den 2000ern, mit der EU-Erweiterung, rücken die Medien Zigeuner in ein negatives Licht. „Von den 120.000 Bulgaren, die nach Deutschland immigriert sind, fallen ausgerechnet die 3.000 bis 4.000 Zigeuner unter ihnen auf.“ Zudem kommt es zur Nationalstaatenbildung. „Betrachtet man die Zigeunergeschichte, erkennt man, dass es Zeiten gibt, in denen sie stark integriert sind. Dann wiederum werden sie zeitweise ausgeschlossen. Das sind Zeiten des sozialen Umbruchs“, erläutert Günther. Zeiten des Umbruchs waren beispielsweise in Osteuropa die Bildung neuer Nationalstaaten: Jugoslawien zerfällt. In dieser Neuordnung wird die am wenigsten angeschlossene Gruppe ausgeschlossen. Oftmals fallen die Zigeuner durch ihre Lebensumstände auf: Sie hausen arm an Orten, die dafür nicht gedacht sind. „Es ist auffallend, wie zäh diese Menschen sind, mit wie wenig sie sich zufrieden geben, um zurecht zu kommen“, kommentiert Günther. Julia-Marie Czerwonatis



Grafik: Maren Aldermann

Kostprobe

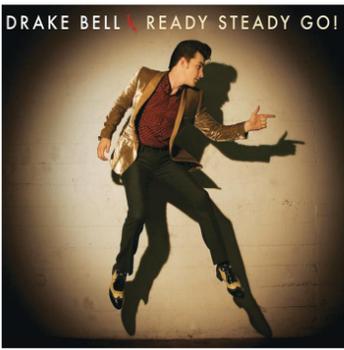


Foto: SurfDog Records

Bitchcraft

Ein Hauch von 1950er Jahren bringt das neueste Album des amerikanischen Sängers Drake Bell ins heimische Wohnzimmer. Nach den ersten beiden Alben, die sich aus einer teilweise recht experimentierfreudigen Mischung von Rock, Pop und Country zusammensetzten, geht der Künstler in „Ready, Steady, Go!“ einen neuen musikalischen Weg. Der ehemalige Kinderstar, der in Deutschland hauptsächlich durch die Fernsehserie „Drake and Josh“ bekannt wurde, schlägt im aktuellen Album Rock 'n' Roll-Klänge an und erweist sich damit einmal mehr als wandlungsfähiger Musiker.

Wer jedoch auf ein reines Rockabilly-Album hofft, muss den einen oder anderen Song beim Hören ausklammern. „Makes me Happy“ beispielsweise geht eindeutig in die eher radioaffine Richtung des Pop-Songs. Außerdem wurde dieser Song bereits in der gleichen Version auf Drake Bells erster CD „It's Only Time“ veröffentlicht und hätte aus Sicht der Besitzer der ersten beiden Alben durchaus durch einen neuen Song ersetzt werden können. Weniger hörenswert ist der bereits einige Jahre alte Song deswegen aber nicht.

Etwa die Hälfte der Lieder sind Cover, beispielsweise von „The Kinks“, „Billy Joel“, „Queen“ oder „Stray Cats“. In Zusammenarbeit mit Brian Setzer, dem ehemaligen Sänger von den „Stray Cats“, entstanden einige der aktuellen Songs. Der Musiker spielt außerdem Gitarre bei zwei der Titel. Der Rest der Texte stammt aus der Feder des 28-jährigen Kaliforniers.

Die Lieder sind fast durchgehend heiter, temporeich und laden den Zuhörer zum Hüften schwingen ein. Nur „I won't Stand in Your Way“ und die abschließende Ballade „Give Me a Little More Time“ schlagen ruhigere Töne an. Ganz besonderen Charme versprüht der Exfreundinnen vernichtende Track „Bitchcraft“. Bereits vor dem Albumstart erschien das Lied als Single und ist eines der Highlights der CD. Auffällig ist, dass die Songs deutlich instrumentenlastiger sind als auf den früheren Alben. Rein instrumental ist aber keines der Stücke.

Das Gute-Laune-Album erweist sich als rundum hörenswert und schafft es sogar, die „gute alte Zeit“ des Rock 'n' Roll nicht nur zu adaptieren, sondern erfrischend neu wieder aufleben zu lassen.

Anne Uhlig

Das Album „Ready, Steady, Go!“ ist für 15 Euro online erhältlich.

Mehr kulturelle Vielfalt

Wie der „Westbesuch“ den Stadtteil Plagwitz prägt

Noch vor einigen Jahren war es gruselig, abends durch Plagwitz zu laufen“, sagt Steffen Balmer aus dem Vorstand des Vereins „Westbesuch“. Niemand sei auf den Straßen unterwegs und die Häuser heruntergekommen gewesen. Heute sei besonders die Karl-Heine-Straße am Abend belebt und gar nicht mehr gruselig. In den ehemals leerstehenden Fabrikgebäuden haben sich inzwischen Künstler mit Galerien und anderen Kunstausstellungen angesiedelt – von dem ehemaligen Industrieviertel Plagwitz-Lindenau ist nicht mehr viel zu spüren. Zur Belebung des Leipziger Westens hat der Westbesuch seit seiner Gründung im Jahr 2007 einiges beigetragen. Bereits 2006 organisierten die Verantwortlichen zum ersten Mal das Straßenfest „Westbesuch“ auf der Karl-Heine-Straße. „Anfangs waren da 30 bis 40 Leute aktiv beteiligt und Besucher hatten wir so an die 300 bis 400“, erinnert sich Balmer. Das Ziel der Initiatoren war es damals, kulturellen Aktivitäten auf der Karl-Heine-Straße und Künstlern in ganz Plagwitz eine Plattform zu bieten.

Ursprünglich beteiligten sich neben René Reinhardt, dem Vorsitzenden der Schaubühne Lindenfels, mehrere Mitglieder der Gale-



„Westbesuch“ auf der Karl-Heine-Straße

Foto: mr

rie Delikatessenhaus, Juliane Hoffmann und Ariane Jedlitschka von der Künstlerinitiative „holosweet“, Monika Sprenger und Klaus Olthoff von der Galerie KO sowie Christian Rost vom Verein „Kreatives Leipzig“. Sie alle setzten sich das Ziel, die Karl-Heine-Straße langfristig wiederzubeleben und somit dem Verfall und Leerstand der vielen Industriebaracken entgegenzuwirken. „Wir wollten wieder Schwung reinbringen“, resümiert Balmer.

Seit der Gründung von Westbesuch hat sich tatsächlich einiges in Plagwitz getan. Immer mehr Kunstausstellungen, insbesondere Kunst- und Musikveranstaltungen, finden rund um die Karl-Heine-

Straße statt. Besonders im Westwerk haben sich im Laufe der letzten Jahre Ateliers, Galerien, Designer und andere Künstler niedergelassen.

Seit das Straßenfest „Westbesuch“ jährlich stattfindet, ist es stetig gewachsen. „Inzwischen haben wir mehr als 10.000 Besucher pro Jahr“, sagt Balmer. Neben dem Straßenfest veranstaltet der Verein auch viermal im Jahr das Bürgerfest „Westpaket“, ebenfalls auf der Karl-Heine-Straße und im angrenzenden Westwerk.

Sieben Jahre nach der Gründung von Westbesuch findet nun am 21. Juni erstmals das Straßenfest ohne jeglichen Verkehr auf der Karl-Heine-Straße statt. Ermöglicht wurde

das durch die Zusammenarbeit mit Verantwortlichen der LVB, der Polizei, des Ordnungsamtes und des Verkehrssicherheitsamtes sowie durch ein Crowdfunding-Projekt auf „visonbakery“. „Die Straße für einen Tag komplett zu sperren, kostet 2.000 Euro“, sagt Balmer, „durch das Crowdfunding hatten wir das Geld innerhalb von einer Woche zusammen“. Dadurch hätten sich die Besucher des Festes dieses sozusagen selbst finanziert. Neben der Karl-Heine Straße wird in diesem Jahr auch das Jahrtausendfeld mitbenutzt.

Eine weitere großflächig angelegte Aktion von Westbesuch war das Projekt „Die sieben Hohen Worte“ im Sommer 2012. Im Rahmen eines Kunstprojektes waren die sieben Worte Liebe, Glück, Lust, Sorge, Mühe, Angst und Trost zwischen Dezember 2006 und Juli 2012 an Hausfassaden in Plagwitz angebracht worden, um als Leuchtreklame auf die Karl-Heine-Straße aufmerksam zu machen. Derzeit arbeitet der Verein an der Zusammenstellung einer Fotoausstellung über Alltagsgeschichten in Plagwitz und Lindenau von 1870 bis 1990. Eine Teilausstellung soll eventuell bereits Anfang 2015 eröffnet werden.

Mirjam Ratmann

In Leipzig Reinhören

„Talk walk audio“ bietet kostenlose Hörspaziergänge an

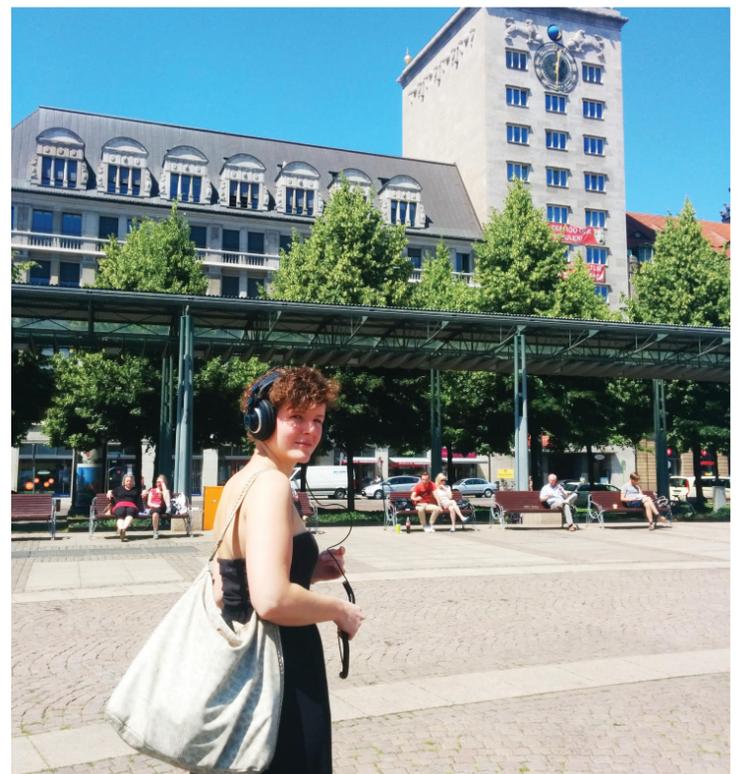
Es ist nicht schwer in Leipzig immer wieder neue, wunderschöne Ecken aufzuspüren. Doch eine optimale Gelegenheit um bekannte Orte neu zu entdecken, ist der neue Hörspaziergang, der mit Klang, Witz und interessanten (Hintergrund-)Informationen durch die Stadt führt. Verschiedene Rundgänge stehen auf der Webseite von Talk Walks kostenfrei zur Verfügung.

So finden sich dort Dateien für einen Spaziergang in der Baumwollspinnerei, zum Thema „Moderne Zeiten“ oder „Passagen und Höfe“, wobei durch die Leipziger Innenstadt flaniert werden kann. Wer es gerne grün um sich herum hat, der lädt sich am besten den Audiotalk „Gärtnern in der Stadt“ oder „Grünpuzzle“ herunter und spaziert durch die verschiedenen historischen oder modernen Gartenanlagen Leipzigs und wird dabei vom Leipziger Sound- und Medienkünstler Marek Brandt begleitet. Auch Geschichtliches rund um die Messestadt kommt keinesfalls zu kurz: Dazu sind die Touren um den „Parkbogen Ost“ oder die „Alte Messe“ zu empfehlen. „Talk Walk Audio bringt das Reden über aktuelle Entwicklungen an konkrete Orte“, heißt es auf der Website. Diese ist ein Projekt von Atelier Latent, das bereits im September 2012 mit zwei Audio-Spaziergängen online ging und durch die Kulturstiftung Sachsen gefördert wird.

Dabei ist es möglich, an schönen Stellen so lange zu verweilen, wie

es beliebt und den Teil der Route zu überspringen, der weniger interessant scheint. Der ganze Hörspaziergang ist also individuell gestaltbar, nicht so wie bei einer richtigen Führung. Einblicke in viele verborgene Winkel, die man im Alltag übersehen hätte, ist nur eine der vielen angenehmen Überraschungen, die diese Audioführung bereithält. Während durch die verschiedenen Räumlichkeiten oder Orte spaziert werden kann, wird der Hörende von Musik und Klängen begleitet, die zum Träumen und Nachdenken verlocken und die Sprecher klären über das zu Sehende auf. Regisseur und Entwickler der einzelnen Wege ist der Spaziergangsforscher Bertram Weisshaar, der während der Route Gespräche mit kompetenten Talk-Gästen zu der gewählten Thematik führt. Durch diese fühlt sich der Spaziergänger, als wäre er wirklich dabei und würde selbst mit den Experten sprechen.

Zum Beispiel wird Kristina Semanova, die vertretende Leiterin der „Kreativen Spinner“ (ein künstlerisches Angebot für Kinder und Jugendliche) in der Baumwollspinnerei interviewt. Sie erzählt, welche Projekte die Jugendlichen machen und dass „es nichts gibt, was in diesem Atelier hier oben nicht stattfinden kann“. Im Hintergrund hört man drei Schüler, die fleißig an einem Filmprojekt arbeiten und sich von dem Team nicht stören lassen. Einige Ateliers oder Werkstätten sind teilweise nicht zugänglich, da die Künstler ab und



Die Stadt hörend erfahren

Foto: als

zu Ruhe beim Arbeiten brauchen. Doch auch wenn es nicht möglich sein sollte in bestimmte Räumlichkeiten zu gehen, wirkt es trotzdem als könne man durch die Wände spähen.

Wer jetzt Lust bekommen hat eine Führung der anderen Art zu erleben, mit Gedanken anregenden Klängen durch Leipzig zu flanieren und dabei Fachkundigen zu

lauschen und verborgene Details zu erfahren, kann sich auf talkwalks.de die kostenfreie Audiodatei zu einem beliebigen Thema herunterladen. Und dann kann es auch gleich losgehen. Verirren kann man sich dabei nicht, denn eine Karte wird ebenfalls bereitgestellt und die Kommentatoren führen sicher an jeden zu erkundenden Ort. Anna Rothmann

Kurztrip nach Iringa

student!-Reisereihe: Von der tansanischen Metropole Dar es Salaam ins ruhige Hinterland

Augen zu und rüberspringen!“, denke ich mir, während ich ehrfürchtig vor dem Trubel an einer der größten Kreuzungen der Küstenstadt Dar es Salaam stehe. Die riesige Stadt in Tansania ist vor allem für eines berühmt-berüchtigt: den Verkehr. Kilometerlange Staus, Verkehrsteilnehmer, die plötzlich aus sechs Spuren zehn machen und Geisterfahrer sind keine Seltenheit – willkommen im Verkehrswahnsinn. Ich bin auf dem Weg von der Universität Dar es Salaam, an der ich ein Auslandssemester absolviere, zum Fernbusbahnhof Ubungo der Vier-Millionen-Metropole.

Das Reisefieber hat mich gepackt. Mein Ziel? Iringa. Das liegt etwa 500 Kilometer landeinwärts, in der Mitte des ostafrikanischen Landes. Doch bevor ich die Reise antreten kann, muss ich zuerst einmal wohlbehalten zum Busbahnhof kommen. Also reiße ich mich zusammen, hoffe, dass mich keines der aus dem Nichts auftauchenden rasenden Motorräder zusammenfährt und laufe auf die andere Straßenseite.

Ich habe das Gefühl, dass ich Abwechslung von der Großstadt, der Universität und dem tropischen Klima brauche – auch wenn es nur ein paar Tage sind. „Weg von der drückenden Hitze, weg von dem ganzen Trubel, weg vom Meer“, denke ich mir. Für fünf Monate studiere ich an der Universität in Dar es Salaam, belege Kurse der Politikwissenschaften und in Kiswahili und wohne in einem Wohnheim der Uni. Ich sehne mich nach einem anderen



Raus aus Dar es Salaam, um tansanische Freiluft zu schnuppern

Foto: Tilmann Sager

Klima, nach einer anderen Landschaft, nach den Bergen. Und in Iringa kenne ich noch jemanden, aus Leipzig: Tilmann, der ein „weltwärts“-Jahr absolviert.

Am Bahnhof angekommen feilsche ich um den Ticketpreis und sitze fünf Minuten später im Bus. Auf geht es nach Iringa: Wir verlassen die Metropole, die Fahrspuren werden weniger und weniger, die Verkehrsader verengt sich, bis wir im Hinterland der Stadt sind. Die Vegetation ändert sich langsam, die Luft ist nicht mehr so klebend nass, es ist viel ruhiger. Durch das Fenster zieht kühler Fahrtwind herein und wirbelt mein Haar durcheinander. Es fühlt sich für mich wie Entschleunigung

an, es verspricht ein erholsamer Kurzurlaub zu werden. Von Dar es Salaam soll es sechs Stunden dauern, die Distanz zurückzulegen. Acht Stunden sind realistisch, sagte mir ein Freund. Zehneinhalb Stunden dauert die gesamte Fahrt schließlich.

Es geht landeinwärts durch das Uluguru-Gebirge bei Morogoro. Der Himmel hat sich verdunkelt, es ist kühl geworden. Immer wieder halten wir unterwegs – immer sind Verkäufer zur Stelle. „Chipsi, Soda, Ndizi!“, rufen sie auf Kiswahili. Von selbst frittierten Kartoffelchips und gekühlten Softdrinks, bis hin zu überreifen Bananen verkaufen sie alles, was das Herz des Reisenden begehrt. Sogar durch

einen Nationalpark bringt uns die Fahrt: Klischeehaft sieht man links und rechts Giraffen umherwandern. Und dann sind wir bereits im Gebirge, das Iringa umgibt, angekommen.

Langsam und erschöpft kriecht der Bus die schmalen Serpentinaufgänge hinauf. Die Sonne ist ebenfalls müde geworden und verabschiedet sich zaghaft, das Firmament tüncht sich in leuchtendes Orange. Spätnachts erreichen wir Iringa und ich friere. Ein Pullover und eine lange Hose sind hier auf einer Höhe von über 1.000 Metern ein Muss.

Iringa ist eine Stadt, in der die deutsche koloniale Vergangenheit heute noch zu sehen ist. Die Stadt

wurde Ende des 19. Jahrhunderts als Verteidigungsbasis der Deutschen gegen einen lokalen Machthaber, Chief Mkwawa, genutzt. Heute gibt es keinen deutschen Einfluss mehr, außer den vielen deutschen Freiwilligen, die hier soziale Dienste verrichten.

Tags darauf bei unserem Spaziergang durch die Stadt mit rund 100.000 Einwohnern kommen wir an der Markthalle und dem Gericht vorbei – beide Gebäude sind in die Kolonialzeit zu datieren. Wenngleich es imposante Bauten sind, die ihre Macht in Form der Architektur demonstrieren, interessiert sich für sie heute scheinbar keiner mehr. Auch wir nicht.

Wir haben ein spannenderes Tagesprogramm: Wir stürzen uns ins Markttreiben an einem kleineren Platz. Als Früchteliebhaber freuen wir uns über das reichhaltige Angebot an tropischen Früchten: Papaya, riesige Wassermelonen, duftende Bananen, hier gibt es alles. Wir schlendern noch ein wenig durch die Stadt, essen ausgiebig und faulenzten. Abends geht es in die Partyszene Iringas: Wir ziehen durch die Nachtclubs, heizen zu dritt mit dem Motorrad durch die menschenleere Stadt, treffen Studierende der Uni Iringa und Geschäftsmänner aus Dar es Salaam und lassen unsere Tanzwut raus.

Verschlafen sitze ich nach zwei Tagen wieder im Bus, der mich zurück nach Dar es Salaam bringt. Für diese Reise galt, was für so viele Reisen gilt: Der Weg ist das Ziel.

Julian Friesinger

Biomechanoiden und Aliens

Ausstellung zu HR Giger in Leipzig

Menschen, die in der Skulptur mit Technik verschmelzen, religiöse Symbole voller Wülste und Kabel in Albtraumwelten sowie Bilder von mit Technik verwobenen Frauen, in denen die Grenze zwischen Sexualität, Religiosität, Posthumanismus und Leiden verwischt wird. „Mit dem Tode ist es vorbei, so glaube ich zumindest. Man kann sich ja in diesem Bereich nicht sicher sein“, sagte Giger, selbst großer Liebhaber von Salvador Dali, noch kurz vor seinem tragischen Tod dem Magazin „Lucy's Rausch“.

Die unheimliche Kunst des mit 74 Jahren kürzlich verstorbenen Hans Rudolf Giger ist vielen Menschen bekannt, ob sie sich dessen bewusst sind oder nicht. Seine Arbeiten waren gerade in Subkulturen und Medien sehr einflussreich, etwa in der Metal- und Gothicszene. Die wohl bekannteste Kreation, das Monster aus Ridley Scotts Filmklassiker „Alien“, hat ihm einen Oscar für visuelle Effekte eingebracht. Eine Auswahl von Gigers Werken lässt sich noch bis zum 29. Juni in der Galerie Sansvoix unter dem Titel „Zeitgeist des 20. Jahrhunderts“ bestaunen.

„Es ist ja anzuerkennen, dass Giger aus seiner rein künstlichen

Kunstwelt rausgeht und diese Imagination anwendet und in andere Formate trägt. Das ist eine Übung, die einem als Künstler gut tun kann“, sagt Oliver Kossack, HGB-Professor für Lehre und künstlerische Praxis. Gigers Werk hat für ihn eine Sonderstellung, seine Werke sind mit dem Surrealismus verwandt. Er hält ihn für einen eher unakademischen Künstler, der seine Kunst in den populären Medien gerne angewendet hat. An Kunsthochschulen wird dies zumeist nicht getan. „Oft wurde Giger für die Kitschigkeit seiner Bilder kritisiert, also die extreme, fast peinliche Klarheit. Nur eben das will er ja erreichen“, sagt Kossack. Gerade die überhöhte Detailfülle von Gigers Bildern würde den Betrachter verfolgen und beunruhigen. Für Kossack beherrschte Giger die Urfähigkeit der grafischen Darstellung, unheimliche Produkte der Fantasie einzufangen. Seine Werke wirkten wie aus einer ewig dagewesenen schwarzen Zeit-Material-Schichtung herausgeschabt.

Giger verband dabei interdisziplinär literarische mit filmischen Inhalten sowie religiöse mit technischen Aspekten. Seine Arbeiten provozieren nicht nur durch ihre

gruselige Gestaltung, sondern auch durch ihren Inhalt, wie die in der Galerie Sansvoix ausgestellte „Babymachine“, wo deformierte Babys als kleine Soldaten aus einer Pistole herausgeschossen werden. Oder die „Erotomechanics“, in denen ein wüstiges menschenartiges Wesen zwischen fast schon organischen technischen Strukturen, fixiert wie beim Oralsex, mit einem dicken Kabel verbunden ist. „Als er mit seinen Biomechanoiden, Mischwesen aus Mensch und Maschinen, anfang, war das vor allem in die Zukunft gedacht und projiziert. Heutzutage wird in manchen Bereichen der Medizin und Forschung von solchen Wesen durchaus geträumt“, erklärt Kossack.

Giger hat bereits Ende der 60er begonnen, seine bekannten Biomechanoiden zu zeichnen, und hat später seine Bilder detailreich mit der Spritzpistole gemalt, wobei sein Formenkanon fast schon ins Gebrauchsgrafische ging. Zeitgleich hat Giger auch Skulpturen gestaltet, wie für den nicht realisierten Film „Dune“ von Alejandro Jodorowsky. „Ich hab HR Giger immer zutiefst bewundert, nicht nur als künstlerisches Genie, sondern auch als Visionär mit dem unglaublichen Talent, die dunklen



Gigers „Babymachine“

Foto: Mathias Briest

Tiefen der menschlichen Psyche darzustellen, die sich durch die moderne Bewusstseinsforschung offenbaren“, sagt Stanislav Grof, Psychater und Forscher zu außergewöhnlichen Bewusstseinszuständen, der passend zur Ausstellung vor Kurzem das Buch „HR Giger and the Zeitgeist of the Twentieth Century“ herausgebracht hat.

Den Zeitgeist des 20. Jahrhunderts, der durch den Titel der Ausstellung angesprochen wird, sieht

Kossack in Gigers Werk durch die Mischung aus Science Fiction, in denen rein erdachte Welten real werden konnten, und den Kriegen des 20. Jahrhunderts, in denen der Mensch trotz seines Innovationsglaubens und der technischen Fortschritte zum Monster wurde, repräsentiert. Auch sieht er eine Sehnsucht zum Außerweltlichen in Gigers Werken, auch wenn Giger selbst nicht an ein Jenseits oder etwas ähnliches glaubte.

Martin Peters

Olle Kamele, kryptische Bilder und käuflicher Adel

Die Nominierten für das „Spiel des Jahres“ im Test

Der rote Halmakegel des „Spiel des Jahres“ prangt bereits seit 1979 auf gelungenen deutschsprachigen Brett- und Kartenspielen. Der Kritikerpreis gilt als die weltweit bedeutendste Spieleauszeichnung. Zu den prämierten Titeln zählen etwa „Die Siedler von Catan“ (1995) und „Carcassonne“ (2001), die beide in Millionenauflagen verkauft wurden. Eine Nominierung oder gar die Auszeichnung zum „Spiel des Jahres“ steigern den Bekanntheitsgrad und die Verkaufszahl der Spiele enorm. Wem die Ehre zuteil wird, entscheidet eine zehnköpfige Jury aus Spielekritikern. Diese verkünden am 14. Juli das Spiel des Jahres 2014. student! hat die drei Nominierten getestet und dabei auf grunzende Kamele gewettet, mit Edelsteinen gehandelt und die Welt in Bildern erklärt.

Camel up

Während eines unvorhersehbaren Wüstenrennens versuchen die Zuschauer mit Glück und Verstand den größten Wettgewinn einzufahren. Das Würfeln mit einer kleinen Pyramide entscheidet in Steffen Bogens „Camel up“, welches Kamel wie viele Felder vorrückt. Würfelt der Spieler, treibt dies das Spielgeschehen voran. Deshalb wird er mit einem sicheren Pfund belohnt. Stattdessen kann er jedoch auch auf den Etappensieger wetten, was natürlich mehr Geld bringen kann.

Im Gegensatz zu den zwei bis acht Spielern sind Kamele jedoch erstaunlich soziale Tiere. Sobald ein Tier auf einem bereits besetz-

ten Feld landet, wird es von seinem Artgenossen getragen, die Kamele bewegen sich fortan als Einheit vorwärts. Mit jedem geschulterten Kamerad sinkt die eigene Platzierung. Damit kehren die Läufer scheinbar sichere Wetten in eine plötzliche Pleite um.

Auch mit krummen Geschäften lässt sich gutes Geld verdienen. Mit Auslegen von Oasen- oder Wüstenplättchen wird vorbeikommenden Athleten der Weg erleichtert oder erschwert. Eine erfolgreiche Manipulation wird von der Bank mit einem Pfund belohnt und von den Mitspielern mit Blicken gestraft. Die Spieldynamik ist bald durchschaut und mit Blick auf die Anordnung der Kamele und die ausliegenden Plättchen analysieren die Kontrahenten nun stets, welche Etappenausgänge statistisch überhaupt noch möglich sind. Somit kann der Spieler also Einfluss auf sein Glück nehmen.

Nach einigen Etappen wird mit Spannung erwartet, welches Trampeltier die Ziellinie als erstes überschreitet. Denn auch auf den Gesamtsieger oder eben Verlierer durfte getippt werden. Hier offenbaren sich die wahren Glücksspieler, denn der Ausgang des Rennens ist zu Beginn noch völlig ungewiss.

sjn
Eggertspiele/ Pegasus Spiele,
etwa 28 €

Concept

Verschiedene Menschen haben unterschiedliche Vorstellungen von Dingen. Deutlich wird das, wenn sie die Welt aus Sicht der anderen erraten müssen. Das Brettspiel „Concept“ von Gaëtan Beaujannot und Alain Rivollet



Ensemble der Kandidaten für das Spiel des Jahres

Foto: Mehmet Dogan

stellt das Einfühlungsvermögen der Mitspieler auf die Probe. Es gilt einen Begriff zu erklären, allerdings mit Piktogrammen statt mit Worten. Auf dem Spielbrett werden Symbole platziert, die das wichtigste Konzept und weitere Kategorien des gesuchten Begriffs anzeigen. Die Spieler erraten Gegenstände, Filmzitate und -titel sowie Sprichwörter. Ziel des Spiels ist es, so viele Begriffe wie möglich zu entschlüsseln. Wem dies zuerst gelingt, der erhält ebenso Punkte wie die erfolgreichen Erklärer.

„Concept“ überzeugt mit einem unterhaltsamen und durchdachten Aufbau. Die zu erratenden Wörter und Phrasen sind vielseitig und in drei Schwierigkeitskategorien eingeteilt, so dass das Spiel langsam ausprobiert werden und kurzweilig leicht oder auch sehr knifflig sein

kann. Zudem bestechen das hochwertige Layout und Design.

Dennoch drängt sich der Gedanke auf – alles schon einmal da gewesen, ob mit „Tabu“ oder „Activity“. Begriffe und Wörter erklären zu lassen ist keine grundlegend neue Spielidee. Mit Piktogrammen bedient sich „Concept“ zwar eines anderen Kanals, der fade Beigeschmack bleibt allerdings.

evb
Repos Production/Asmodee,
etwa 26 €

Splendor

Wenn es einem Spiel gelingt, ein halbwegs komplexes System auf die Beine zu bringen und dieses auf gut einer Seite Anleitung zu erklären, ist das schon mal beachtenswert. Marc Andrés „Splendor“

kommt ohne klassisches Spielbrett aus. Es enthält Chips in sechs verschiedenen Farben, 90 so genannte Entwicklungskarten und zehn Kärtchen, die von Adeligen geschmückt werden – das war's.

Die Entwicklungskarten, von denen stets genau zwölf ausliegen, enthalten eine bestimmte Anzahl an Prestigepunkten, einen dauerhaften Bonus in einer der Farben der Chips sowie eine Angabe, wie viele Boni repetitive Chips von jeder Farbe nötig sind, um diese Karte zu erhalten. Die Spieler haben bei jedem Zug die Wahl, zwei bis drei Chips aufzunehmen, eine Entwicklungskarte zu kaufen oder selbige erst einmal zu reservieren – um sie zunächst vor dem Zugriff anderer zu schützen und später zu kaufen. Gewonnen hat, wer die meisten Prestigepunkte sammelt. Sobald jemand 15 oder mehr erreicht, wird die Runde zu Ende gespielt und dann ist Schluss.

Allzu viel kommuniziert wird während der Partie nicht. Stattdessen erfordert „Splendor“ strategisches Vorgehen. Wer wahllos Karten kauft und bei den Farben keine Schwerpunkte setzt, wird das Nachsehen haben. Dabei sind immer die Aktionen der Mitspieler zu beachten. Schwierig wird es durch Begrenzungen für gesammelte Chips (zehn) und Kartenreservierungen (drei). Hat man eine bestimmte Menge an Boni etwa in den Farben Grün und Blau gesammelt, kann ein Adelige – sofern ein passender ausliegt – zusätzliche Punkte bringen. Aber nur, wenn ein anderer Mitspieler nicht schneller war, was auch beim Kauf der gewünschten Karten zu beachten ist.

r/o
Space Cowboys/Asmodee, etwa 32 €

Weltklassesport aus Leipzig

Internationale Trainerkurse der DHfK feiern 50-jähriges Bestehen

Sie kommen aus der ganzen Welt nach Leipzig und haben doch alle das gleiche Ziel: ihre Fertigkeiten als Trainer in der eigenen Disziplin zu verbessern. Seit 50 Jahren bietet die Universität Leipzig Sportlern aus Entwicklungsländern die Möglichkeit, einen Internationalen Trainerkurs an der Sportfakultät zu absolvieren und sich so weiterzubilden.

Am ersten Kurs 1964 nahmen an der damaligen Deutschen Hochschule für Körperkultur (DHfK) 28 Personen aus acht Ländern Afrikas und Asiens teil. Nach der Wiedervereinigung wurden die Kurse an die neueröffnete Sportfakultät der Uni verlegt und seitdem vom Auswärtigen Amt gefördert. „Wir möchten, dass sich der Sport in diesen Ländern mit unseren Teilnehmern weiterentwickelt, dass der Breitensport größer wird und sich Gesundheitssport entwickelt“, erklärt Daniel Eckert-Lindhammer, Administrativer Geschäftsführer der Internationalen Trainerkurse (ITK).

Um dieses Ziel zu erreichen, werden jedes Semester Lehrgänge



Cheikh Ahmed Tidiane Niang und Naoual Zaâraoui

Foto: ITK

in verschiedenen Sprachen angeboten: konkret Englisch, Französisch, Spanisch und Arabisch. „Die Inhalte der Sportkurse wechseln“, sagt Eckert-Lindhammer. „Das hängt zum einen von der Jahreszeit ab, zum anderen davon, wie gefragt die Kurse sind.“ Der Unterricht umfasst Theorie und Praxis

und wird von einem Dolmetscher übersetzt.

Cheikh Ahmed Tidiane Niang nimmt noch bis Ende Juli am Leichtathletikkurs auf Französisch teil. Der Senegalese ist Nationaltrainer im Hochsprung und hat es als aktiver Athlet bis zum Vize-

sieht den Kurs als wichtigen Schritt der Weiterbildung, die als Sportler unverzichtbar sei. So könne er sein Wissen in Bereichen wie Sportmedizin und Bewegungswissenschaften erweitern.

Naoual Zaâraoui aus Marokko besucht denselben Lehrgang. Sie hat von einem ehemaligen Teilnehmer von den Kursen erfahren. In ihrem Heimatland ist sie für die Kinder- und Jugendausbildung zuständig und sieht dort Verbesserungspotential. Die Förderung junger Sportler könne altersgerechter und vielfältiger sein, auch die Verbandsebene könne besser organisiert sein. Inzwischen haben die ITK mehr als 4.000 Absolventen aus 144 Ländern hervorgebracht, von denen viele durch ihre Teilnahme einen Karrieresprung in der Heimat erfahren haben. In der „Top-15-Liste“ der erfolgreichsten Alumni findet sich unter anderen Sam Ramsamy, heute Mitglied des Internationalen Olympischen Komitees. Der Südafrikaner besuchte 1973 den Schwimmkurs in Leipzig und wurde so auch zum Präsident der African Swimming Association.

Trotz des Erfolgs der Trainerkurse sieht Eckert-Lindhammer Verbesserungbedarf. Denn von den über 300 Bewerbungen auf die gut 50 Plätze pro Semester kommen nur circa 20 von Frauen. „Das würden wir gerne steigern und haben dazu bereits ein Konzept entwickelt“, erklärt er. Jede der Teilnehmerinnen könne in ihrem Land als Botschafterin der ITK für andere Frauen funktionieren. „Dadurch erhoffen wir uns, Multiplikatoren im weiblichen Sport zu bekommen.“

Die Idee der Alumni-Botschafter war auch der Anlass für die besondere Form der Jubiläumsfeier: Zum 50-jährigen Bestehen sind für Juni 20 der ehemaligen Absolventen eingeladen, um in Workshops ein gemeinsames Konzept für die weltweite Vernetzung der Teilnehmer zu entwerfen. „Eine einzelne Person kann oft nur wenig strukturelle Veränderung im Sport ihres Heimatlandes herbeiführen“, sagt Eckert-Lindhammer. „Wenn sich die Teilnehmer aber vernetzen, agieren sie als eine Gruppe – und die erreicht mehr.“

Annina Häfemeier

Deine Modder

Fans schreiben Computerspiele weiter und übertreffen dabei bisweilen die Originale

Als Minh Lee „Gooseman“ und Jess Cliffe im Juni 1999 als Freizeitprojekt eine „Half-Life-Modifikation“ mit dem Namen „Counter-Strike“ veröffentlichten, konnten sie nicht wissen, dass damit eine der erfolgreichsten Modifikationen der Spielgeschichte ins Leben gerufen worden war. Das gleichermaßen simple wie geniale Spielprinzip im Sinne von Räuber und Gendarm begeistert seitdem Millionen von Spielern. „Counter-Strike“ ist jedoch beileibe nicht die einzige Modifikation von Computerspielen. Andere prominente Beispiele seit der Jahrtausendwende sind „Nehrim“ („The Elder Scrolls 4 – Oblivion“), „DotA“ („Warcraft 3 – Reign of Chaos“) und „The Third Age“ („Medieval 2 – Total War“). Diese Modifikationen, die auf Basis der originalen Grafikkengine völlig neue Spiele darstellen, erfreuen sich bei Spielern seit mehreren Jahren immer größerer Beliebtheit.

Modifikationen bezeichnen von Fans erstellte Erweiterungen oder Veränderungen für Computerspiele, die von kleinen Detailverbesserungen bis hin zu komplett neuen Spielwelten reichen können, die mit dem Originaltitel nicht mehr viel gemein haben. Modder von

Computerspielen, so die Bezeichnung für jene Fans, gibt es auf der ganzen Welt. Sie schließen sich in Teams und später dann in einer großen Community zusammen, unterstützen sich gegenseitig und bieten dort ihre Modifikationen an.

Alexander Goll ist Mitglied der „Gothic“-Modszene. Der Leipziger Geschichtsstudent wirkt an der „Gothic 3“-Modifikation „Community Story Project“ mit: „Wir arbeiten bereits seit über fünf Jahren an der Mod, bei der ich an der Entstehung von Missionen, Dialogen, Figuren und Tagebucheinträgen mitwirke“, erzählt Goll. Mitunter verschmelzen dabei Computerspiel und andere Medien. So befinden sich nun etwa die Kultcharaktere Raoul Duke und Dr. Gonzo aus „Fear and Loathing in Las Vegas“ im Projekt, mit gewohnt abgedrehten Dialogen.

Die Entwicklung von Modifikationen erfolgt unentgeltlich. Mit der Arbeit soll das eigentliche Spiel verbessert werden. „Ich modde ‚Gothic 3‘, da ich vom Originalspiel enttäuscht war. Mit unserer Mod wollen wir das ursprüngliche Spiel verbessern. Die Liebe zum Originaltitel ist dabei entscheidend, Geld ist nebensächlich“, sagt Goll. Die „Gothic“-Community ist einzigartig,



„Counter-Strike“ ist eine der erfolgreichsten Modderentwicklungen Foto: evb

befindet sie sich doch auf einer zentralen Internetseite, im Gegensatz zu anderen Teams, die auf mehrere Foren und Blogs im Netz aufgeteilt sind. „Die regelmäßigen Modder-Treffen schweißen die ganze Truppe zusammen, sodass die Community wie eine große Familie wirkt, in der es Mitglieder aller Altersstufen und aus verschiedenen Ländern gibt“, sagt Goll.

Unabhängig vom Community-Forum können die eigenen Modifikationen in Mod-Datenbanken wie Nexus hochgeladen und präsent

tiert werden. Au diese stoßen mitunter auch professionelle Entwicklerteams stoßen: „Wenn Mods richtig professionell gemacht sind, kann es vorkommen, dass die Modder eine Stelle im offiziellen Entwicklerteam angeboten bekommen. So war es beispielsweise bei ‚Portal‘, was ursprünglich eine von jungen Studenten entwickelte Tech-Demo war, bis sie von den ‚Half-Life‘-Entwicklern ‚Valve‘ aufgekauft wurde“, berichtet Goll. Die Qualität von Modifikationen schwankt dabei sehr, von verwachsenen Textur-Updates bis hin zu

riesigen Projekten, die von Vollpreistiteln kaum noch zu unterscheiden sind. Viele Entwickler seien mit der Modifikation ihrer Spiele einverstanden, solange keine Kommerzialisierung damit betrieben werde. „Mittels beigelegten Editoren und weiteren Tools werden die Modder aktiv unterstützt, beziehungsweise wird das Modden an sich erst möglich. Je benutzerfreundlicher der Editor, umso zahlreicher die Mods“, sagt Goll.

Jedoch gestalten viele Modder ihre Spiele auch ohne beigelegte Editoren mit selbstgeschriebenen Tools um. Durch die Unterstützung der Community kann der Produktlebenszyklus der Spiele gefördert werden. Allerdings sind nicht alle Entwickler mit dem Verändern ihres Produktes einverstanden. Beispielsweise können Modder mit dem kostenfreien Anbieten von neuen Inhalten den offiziellen „DLC“-Inhalten (Downloadable Content) der Entwickler Konkurrenz machen. Goll nennt noch ein Beispiel für ein anderes Problem: „Bei der ‚Herr der Ringe‘-Modifikation kam es aus lizenzrechtlichen Gründen zum Stopp der Entwicklung. So etwas kommt aber selten vor.“

Denis Gießler

Eigenanzeige

Hochschulpolitik sezieren

Podiumsdiskussion zur Landespolitik:

Es diskutieren die hochschulpolitischen Sprecher und Mitglieder des Landtages.

17. Juni 2014
ab 19 Uhr

Anatomiehörsaal
Liebigstraße 13

Nico Tippelt (FDP)

Holger Mann (SPD)

Geert Mackenroth (CDU)

Prof. Dr. Dr. Dr. h.c. Gerhard Besier (Die Linke)

Dr. Karl-Heinz Gerstenberg (Bündnis 90/Die Grünen)



mephisto 97.6

student!

Die unabhängige Leipziger Hochschulzeitung

„One of us has to leave“

Palästinensische Gastdozentin über ihren Alltag im Rollstuhl und den Nahostkonflikt

Echlas al-Azkeh lebt seit ihrer Geburt 1972 in einem Flüchtlingslager am Rande von Bethlehem. Die Palästinenserin wurde mit einer Erkrankung geboren, die zu Muskelschwund führt und sie an den Rollstuhl bindet. Im Alltagsleben ist sie auf permanente Hilfe angewiesen. Diese holt sie sich bei Freiwilligen vor allem aus Europa, die im Gegenzug bei ihr im Haus leben und Arabisch lernen können. Auf Einladung des Instituts für Orientalwissenschaften hat al-Azkeh nun für zwei Wochen an der Uni Leipzig den palästinensischen Dialekt gelehrt und den Studenten ein Bild von ihrem Alltag vermittelt. Wie dieser aussieht, berichtet sie im Interview mit student!-Redakteur Robert Briest.



Die 41-jährige Palästinenserin Echlas al-Azkeh zu Besuch an der Uni Leipzig

Foto: Robert Briest

student!: Can you describe what daily life is like in a refugee camp?

al-Azkeh: The camp where I live is the smallest Palestinian refugee camp. The houses are so close to each other that you can hear your neighbours talking. If you open your windows in some parts of the camp, it's like sitting in your neighbour's living room. It is so crowded and close that there is no privacy. But most people are from the same villages and they grew up together. This is nice in the camp, that people are doing things together. For example when something happens in the camp or outside of it, I'm sure everyone from the camp will come to help. But there is also the opposite, when strangers are coming into the camp, everyone will ask questions about who they are and what they are doing here. That's why privacy is also security and life in Palestine in general isn't always secure.

student!: Is violence a part of daily life in your camp?

al-Azkeh: In the Azkeh Camp that I talked about, there's little violence. But sometimes I stay in another camp, where my family lives. It's the Aida Camp, a very famous one that is very close to the wall. The pope was there recently. There is a checkpoint and a big gate between the camp and the soldiers behind the wall. Every day you can smell teargas and hear people shooting. Of course sometimes there are reasons like demonstrations or something like this, but mostly it's without any reason. They just shoot teargas.

student!: You have been to several places in Europe. Have you ever thought about leaving Palestine?

al-Azkeh: I travelled around Germany, Sweden and Spain ten years ago, visiting friends from my volunteer project. Of course it's a different life here and it's easier for me as a disabled woman. I tried something ten years ago. It was just a crazy idea. I asked for asylum, not in Germany, in Sweden. Everything was mixed up during that time. The Intifada was going on, so I didn't have any volunteers to help me. After five months in Sweden they found out

that I came from Germany, so they sent me back there.

I stayed in Hamburg for another seven months. I can laugh about it now, but at this moment it wasn't really funny at all. My country isn't secure and settled, but it's my country and in the end I know what I want and how to deal with problems. In a foreign country you never know yourself and who you are.

There also was an incident in Hamburg. When I asked to move out of the home for old people and alcoholics they had put me in, a woman told me that for people like me they have to pay taxes and therefore can't buy their children chocolate or other things. That really touched me and I decided to move back to Palestine. I don't want to be a settler, a second Israel, and take something that is not mine. I don't want anyone to suffer because of me.

student!: You paint and sell calendars with your drawings. What does art mean to you?

al-Azkeh: I can describe my feelings through art. I am not a Picasso and there are people who are better artists than me, but I have been drawing since I was a child. At the beginning I used to draw because of my situation in the wheelchair, maybe. I needed something to do and to spend the time with, but now I really like it. I started by drawing nature studies, but when I grew older my drawings became more and more political. I also publish a calendar for kids.

student!: You have volunteers from all over the world at your house that support you during your daily life. When did this start?

al-Azkeh: In 1992. The first volunteer was a German student. She wanted to practise physiotherapy. She knew someone at an organisation for disabled in Bayt Sahur, a city nearby, where I had physiotherapy. They told me about the German student. At this time, I started to think about taking volunteers, who could live with me in the camp. So I invited her to see how it would work and it worked.

student!: How did the idea of taking volunteers come to your mind?

al-Azkeh: I feared to live in a place for disabled people. My family never wanted to put me in such a place, because my father was thinking that if they put me in such a facility, I would become not only physically disabled but also mentally. Because of my disability I could never go to school, in Palestine it wasn't accepted for disabled children to go to school at that time. So I took lessons at home. I didn't want to live in a place for disabled people, which would have meant a place for old people. I wanted to live with my family and experience normal life. So when I found out about the work of volunteers, I wished that they could help me to be independent and to do what I want.

student!: How accepted are disabled people in Palestinian society?

al-Azkeh: In some parts, like small communities far away, disability could be a problem, but that's not in general true, because it has become normal for Palestinians to see someone in a wheelchair, especially during the first Intifada, when many were shot by the Israelis and sat in a wheelchair afterwards. Furthermore I think that the person itself can be the only one who can push and show 'I'm there'. So many disabled people feel ashamed about going outside or talking to people. But this is not a cultural or community problem, it's your own problem.

student!: You live in Bethlehem, in the middle of an area with a deep meaning for three world religions. What does religion mean to you?

al-Azkeh: I don't believe in a religion. I believe in humanity, in the person itself to do good things, to behave well. On paper, I'm a Moslem, but I'm not practising Islam. That doesn't mean that I ignore my religious background. I respect Islam, I respect Christianity. Everyone can believe in what they want. But I think you should believe in the person, how much you can help them and how much you can improve the mind of other people to make them open-min-

ded for different things, so that they don't just look in one direction like 'I'm Moslem, so I just look into my Koran'.

student!: You said before that your drawings have become more political. What's your message?

al-Azkeh: When I draw the calendar, I think about a subject. This year for example, it's been prisoners. I've drawn a story about a little girl who's dreaming about her future after school. She helps out in the field like a farmer. But she has to leave her village in 1948 because of the occupation. Then pictures follow of her being in a tent, having children, them throwing stones at soldiers, soldiers killing them – pictures like that. And it ends with the wall.

student!: Have you ever been to Israel?

al-Azkeh: For me it is 1948. Israel doesn't exist for me. But yes, I've been there of course.

student!: What's your problem about accepting Israel?

al-Azkeh: The problem is that I'm not allowed to be there. That I have to delete my home village Beit Jibrin out of my head. If I accepted Israel as a state, I would accept that I cannot return to my village and have to stay in a refugee camp. Of course I grew up in a camp and it is nice how people help each other, but I still don't want to live in a camp. You see that I'm speaking in a political way now although I'm neither a politician nor a political party. But I grew up in a camp and I'm a Palestinian. We can feel politics in our air, in our water, it's in our blood.

student!: Does Beit Jibrin still exist?

al-Azkeh: It's between Hebron and Gaza. Now, there's a national park. A part of the village remained like it was at the end of the war 1948. You can see destroyed houses. Nobody is living in them. They're just using it as a tourist sight. Jews are living in the other part of the village. There are bars and things like that.

student!: The latest peace talks between Palestine and Israel

were cancelled in April. Do you think there is the possibility of a political solution of the Mideast conflict?

al-Azkeh: I can't see a solution.

student!: There's an often talked about possibility of a two-states-solution. Could you accept such an option?

al-Azkeh: For a refugee, this is not possible. You can ask this someone who's living in his native city; someone from Bethlehem, Hebron or Ramallah who's always been living there and doesn't care about 1948. But I do care about 1948. I couldn't accept such an option.

student!: You never actually lived in Beit Jibrin. Why does the village mean so much to you?

al-Azkeh: I visited it. Before I visited it, I had thought it would mean nothing to me, it would either be nice or not. But when I visited it the first time, it touched me a lot, because I could compare the narrow place I'm living at now and the huge and beautiful place there. And they have it. Why? We have to put our kids in small corners to play football while their kids have huge areas.

student!: Do you think it is acceptable to use violence to reach this aim?

al-Azkeh: I think as long as we live together in the same area, violence will never stop.

student!: But is it an option for you to say violence used by your family, your neighbours is okay?

al-Azkeh: What do you mean by violence? To bomb them, to throw stones . . .

student!: . . . to shoot guns.

al-Azkeh: We don't have guns anyway. I don't mean the leaders, but the ordinary Palestinians that live there and have to fight, they only have stones. That's their violence, their way to fight against soldiers. I think it's their right. Yes, it is right to do this. If they shoot teargas and bullets on me, of course I have to give back, even if that's by throwing stones that do nothing to them. But you should do something.

student!: Is it possible to solve this conflict without causing new injustice? Even if your wish becomes true and Palestine gets back its borders of 1948, there are eight million people that live there nowadays, many of them in the third generation. What should happen to them?

al-Azkeh: I know what you mean, but what should happen to us? We are also a new generation, but we were there first. One of us has to leave. If they don't leave, we have to leave.

student!: So you see no chance of living together in one area?

al-Azkeh: I don't see a chance. On their side you will also find a lot of people who would say it's impossible to live together. So many things have happened. It's not easy to forget, to ignore these things and start from the beginning.

Mitarbeit: Eve Ehrlichmann

Es grünt in Leipzig

Im „Annalinde“ kann sich jeder Hobbygärtner die Hände schmutzig machen

Sich im eigenen kleinen Garten zu verwirklichen, ist in Großstädten häufig schwierig. Nicht jeder hat Zugang zu einem Kleingarten und kann den dann auch alleine bewirtschaften. Die Lösung für jeden großstädtischen Hobbygärtner bieten daher Gemeinschaftsgärten, von denen auch in Leipzig mittlerweile einige zu finden sind, wie etwa das „Queerbeet“ in Nähe der Eisenbahnstraße oder die „Nachbarschaftsgärten“ in Lindenau.

Ein weiterer ist „Annalinde“, gelegen in einem Hinterhof in Plagwitz. Dort kann freitags zwischen 16 und 19 Uhr jeder zum gemeinsamen Gärtnern vorbei kommen und säen, buddeln oder ernten. Die Idee für „Annalinde“ hatten ein Gartenbau- und ein Sozialmanagementstudent im Jahr 2011. „Jakob und Dominik hatten die Idee, nachdem sie von dem Projekt Prinzessinnengarten in Berlin gehört haben“, erklärt Mitstreiter Robert. „Auch dort wurde eine ehemalige Brachfläche von engagierten Anwohnern in einen Nutzgarten umgewandelt. So etwas wollte man dann auch in Leipzig schaffen.“ Daraufhin begaben sie sich gemeinsam mit der Stadt auf die Suche nach einer passenden



Gemeinschaftsgärtnern mit Spaß

Foto: privat

Brachfläche, die schließlich in Plagwitz in der Zschocherschen Straße 12 gefunden wurde.

Seit Beginn der Gartenarbeiten befand sich „Annalinde“ in Trägerschaft der „Ökolöwen“, eines Umweltbundes, was den Start etwas erleichterte. Dennoch versucht der Garten sich hauptsächlich selbst zu finanzieren. „Wir haben jeden Samstag von 14 bis 19 Uhr

den Gartenkiosk, in dem wir Säfte und Gemüse verkaufen, und den Wochenmarkt. Zudem versuchen wir, verschiedene Projekte und Veranstaltungen anzubieten“, erzählt Robert.

Aus dem Garten selbst wird allerdings nichts verkauft, die Waren stammen aus einem gemeinsamen Projekt mit einer Gärtnerei in Lindenau. „Alles, was im Garten

angebaut wird, soll einen gemeinschaftlichen Nutzen haben. Der Ertrag wird deshalb unter den Mitgärtnern verteilt“, sagt Robert. Der feste Kreis der Gärtnernden besteht aus 30 bis 50 Leuten, vornehmlich junges Publikum zwischen 20 und 30 Jahren. „Es wird dann im Plenum entschieden, was angebaut wird. Natürlich immer im Hinblick darauf, was gerade saisonal rentabel ist und auch einen guten Ertrag erzielt. Zum Beispiel ist im Moment die beste Zeit Gurken einzupflanzen. Bei solchen Entscheidungen ist es sehr vorteilhaft, einige Gartenbaustudenten mit an Bord zu haben, die genau auf das Planen von Beeten spezialisiert sind.“

Ebenfalls kollektive Entscheidungen sind die Veranstaltungen, die „Annalinde“ regelmäßig anbietet. Ob gemeinsames Brotbacken, Filmvorführungen oder Lesungen – meist sind es Bekannte oder Freunde, die etwas vorstellen wollen und so ihren Beitrag zu dem Gemeinschaftsgarten leisten. Denn obwohl alle Veranstaltungen kostenlos angeboten werden, erhofft man sich am Ende vielleicht doch die eine oder andere kleine Spende zum Erhalt des Gartens. Dabei drehen sich nicht alle Veranstal-

tungen ausschließlich um das Thema Gärtnern. So finden Lesungen oder Filmabende der unterschiedlichsten Genres statt. „Wir sind eine bunte Truppe und jeder hat seine eigenen Interessensfelder. Natürlich verbindet uns das Hobby Garten, aber an Veranstaltungsabenden sind wir offen für alles“, sagt Robert.

Zu den weiteren Aktivitäten der „Annalinde“ zählt „Jugend in Aktion“. Dabei soll in Kooperation mit Schulen und Kindergärten jungen Menschen die Natur und das Gärtnern nahe gebracht werden. „Wir sehen 'Annalinde' als einen Platz des Austausches und der Gemeinschaft. Es war uns immer wichtig, einen urbanen Raum zu schaffen, an dem Menschen zusammenkommen können, ein bisschen gärtnern und vielleicht noch das eine oder andere von den Mitgärtnern dazu lernen“, erklärt Robert. Deshalb sei auch jeder eingeladen, samstags zum Wochenmarkt vorbeizukommen oder sich freitags am Gartenarbeitstag ein bisschen selbst die Hände schmutzig zu machen und später irgendwann sein eigenhändig angepflanztes Gemüse mit nach Hause zu nehmen.

Miriam Pschirrer

Entspanntes Schlemmen

Städtische Volkküchen überzeugen

Als in den 1980er Jahren die ersten Volkküchen (Voküs) in der Hausbesetzerzene entstanden, war die Idee an sich nicht neu, sondern in ihrem Grundgedanken schon gut 200 Jahre alt. Damals noch als Suppenküche beziehungsweise Volksküche bezeichnet, wurden bei einer öffentlichen Essensausgabe Bedürftigen gegen ein geringes Entgelt oder oftmals sogar kostenlos Speisen, darunter meist Suppe und Eintopf, ausgeteilt. Die ehemaligen Volkküchen stellten dabei eine Ergänzung zur christlichen Armenspeisung dar.

Auch wenn die Idee im Grunde dieselbe geblieben ist, gibt es heutige Volkküchen doch ein paar Veränderungen. Nicht nur, dass im Namen die Buchstaben „ks“ durch ein „x“ ersetzt wurden, um eine klare anti-nationalistische Haltung zum Ausdruck zu bringen. Auch richtet sich das Angebot nicht mehr nur an Bedürftige. Besonders in der linksalternativen Szene findet das Gruppenkochen in meist selbstverwalteten Einrichtungen statt, in denen neben Suppen weitere vegetarische oder vegane Speisen zu einem günstigen Preis angeboten werden. Deutschlandweit gibt es in nahezu jeder Stadt Volkküchen. Auch in Leipzig kann an über 18 verschiedenen Orten mitgekocht und mitgespeist werden.

Einer davon befindet sich im Hackerspace „Sublab“ im Westwerk an der Karl-Heine-Straße in Plagwitz. Über den Dächern der Stadt findet der Besucher dort einen großen Fabrikraum vor, der

mit allerlei technischem Equipment und ausgeschlachteten PC-Teilen verkleidet ist. Der große Raum in Kombination mit Electro und Dubstep schafft eine lockere Atmosphäre, ebenso das zumeist alternative Klientel. Jeden Samstag ab 20 Uhr beginnt das große Schmausen, das aus Salat, einem Hauptgericht – zum Beispiel mit Tofu gefüllte Paprika – und einer Nachspeise, zumeist Kuchen, besteht. Bezahlt wird auf Spendenbasis ab mindestens zwei Euro. Nach dem Essen und selbstständigem Abwaschen kann sich noch am Kicker ausgetobt oder in einem separaten Raum geraucht werden. Zeitiges Kommen ist jedoch Pflicht, geht der „Sublab“-Vokü aufgrund des großen Ansturms gelegentlich das Essen aus.

Das „Zoro“ und die „Similde“ sind zwei weitere empfehlenswerte Volkküchen und in Connewitz im Leipziger Süden gelegen. Beide besitzen durch ihr uriges Aussehen ein gemütlicheres Ambiente als das „Sublab“ und ziehen ebenfalls ein hauptsächlich alternatives Publikum an. Die „Similde“ bietet dazu einen Innengarten, wo entspannt werden kann. Im „Zoro“ finden zudem regelmäßig Konzerte statt. Neben diesen Voküs gibt es noch zahlreiche weitere. Viele Veranstaltungsorte sind im Internet, auf Flyern oder Plakaten zu finden. Also: Augen offen halten, es lohnt sich.

Denis Gießler

Weitere Infos unter:
http://de.veganwiki.org/vegane_vokue

Aus unbrauchbar wird nützlich

Umsonstladen in Plagwitz beliebt

Manchmal ist die Nachfrage nach unserem Angebot schon fast zu hoch“, sagt Andreas Jeschke. Er ist freier Autor und betreut mit anderen Ehrenamtlichen an diesem Montag den Umsonstladen in Plagwitz. „In den ersten 90 Minuten nach der Öffnung des Ladens kommen sehr viele Menschen.“ Auf etwa 90 Quadratmetern werden in der Gießlerstraße 16 allerhand Kleidung, Haushaltsartikel und technische Geräte umsonst angeboten.

Hinter dem Projekt steht eine Gruppe von Freiwilligen, die das Konzept für den Laden Anfang 2004 entwickelt hat. Der Verein „Stadtteilfeorderung, Wohn- und Kultur“ stellte die Räumlichkeiten zur Verfügung, im Oktober 2005 eröffnete die Gruppe den Laden. Das Konzept ist denkbar einfach: Dinge, die der eine nicht mehr benötigt, die aber noch funktionsfähig sind, können abgegeben werden, damit andere Menschen diese benutzen können. Jeder kann Dinge vorbeibringen und mitnehmen, das eine bedingt nicht das andere. Es besteht also kein Tauschzwang.

Zudem gibt es einen übergeordneten Ansatz: Güter sollen nochmals benutzt anstatt weggeworfen zu werden; damit einhergehend sollen die Umwelt geschont und Energie gespart werden.

Hartmut Schade, der gerade einen Rasenmäher und einen Bürostuhl vorbeigebracht hat, sieht den Umsonstladen als Alternative zur Wegwerfgesellschaft. „So können Dinge wiederverwertet werden. Bevor ich versuche die Sa-



Kleidung und Gebrauchsgüter im Umsonstladen

Foto: Julian Friesinger

chen noch für ein paar Euro auf Ebay zu verkaufen, bringe ich sie lieber hierher.“ Er komme zweibis dreimal im Jahr, um etwas abzugeben.

Ein anderer Besucher ist Daniel Joao, er bringt Kleidung vorbei. „Wenn man beispielsweise Sachen an das Rote Kreuz gibt, wird die Kleidung dann in ärmeren Ländern ja oft auf Märkten verkauft.“ Doch auch in Europa gebe es bedürftige Menschen. Eine andere Besucherin, die öfter im Monat hier ist, um Sachen herzubringen und mitzunehmen, sagt, dass sie die Wegwerfkultur nicht verstehe.

Die Besucher im Laden sind international und das führt manchmal zu Verständigungsschwierigkeiten. Am Tresen zeigt eine Frau Jeschke ihr Handy. Mit einer Software hat sie kyrillische Wörter übersetzt. Jeschke liest vor. „Das

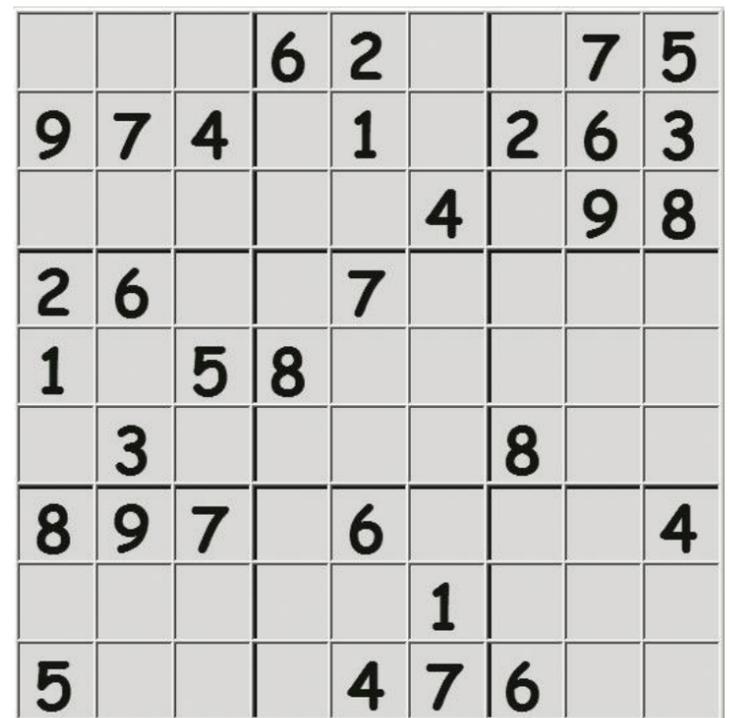
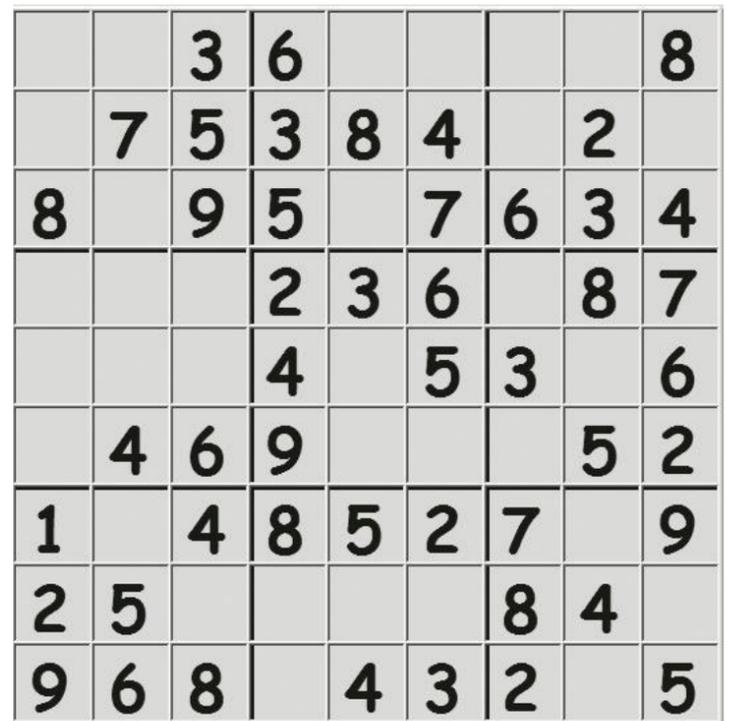
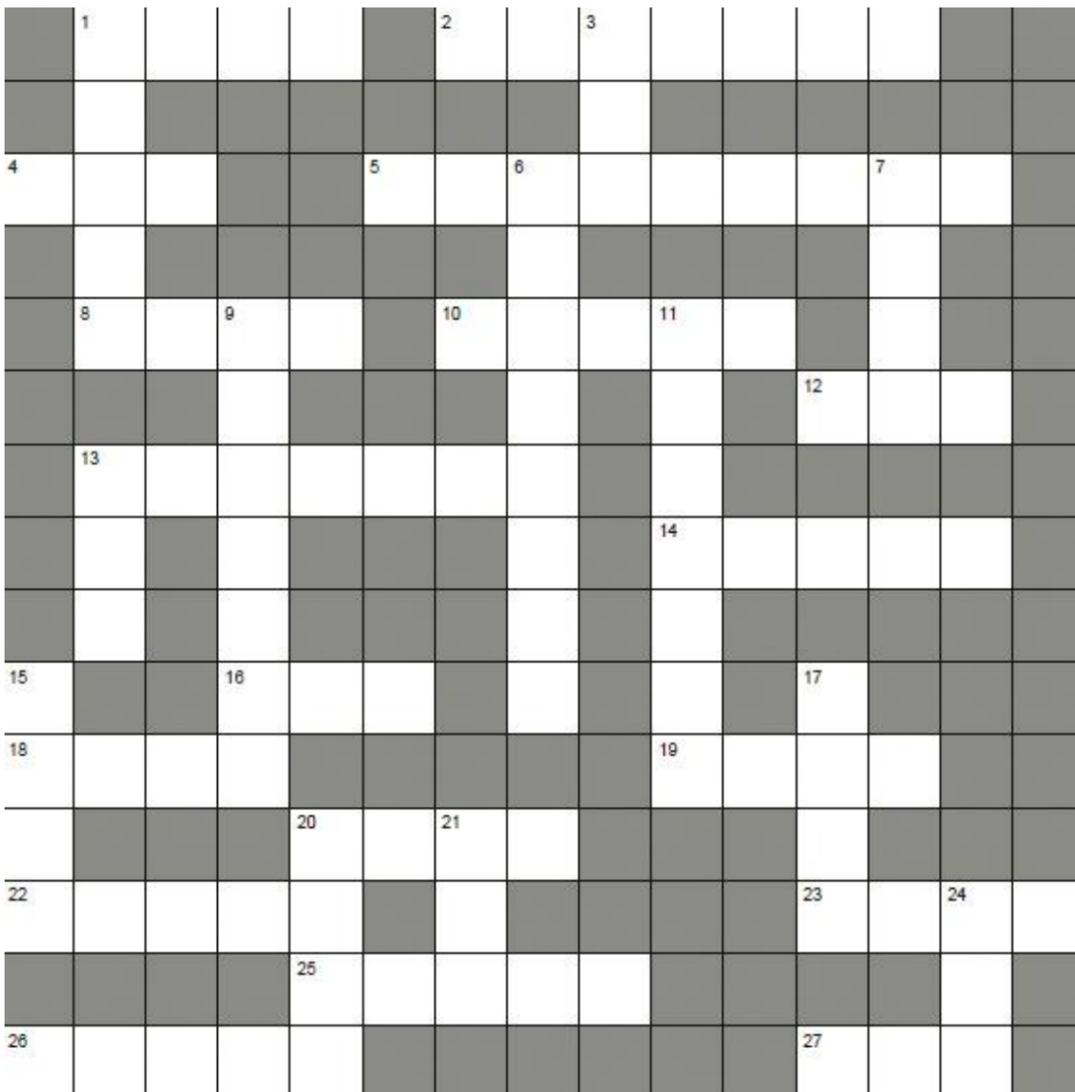
verstehe ich nicht, weil das Niederländisch ist.“ Die Frau stellt die Software um. Sie will einen Rollkoffer, doch diese braucht der Umsonstladen selbst, um etwa Kleidung zu transportieren. Aufgrund der internationalen Besucher suchen die Betreiber immer Mithelfende, die unter anderem Tschetschenisch und irakisches Arabisch sprechen.

Die Anzahl der Dinge, die jeder mitnehmen darf, ist begrenzt: maximal drei Kleidungsstücke, 15 Bücher und von allen anderen, wie etwa technischen Geräten, höchstens drei. Jeder darf Dinge mitbringen, die noch funktionsfähig und brauchbar sind. Von einem Buch mit dem Titel „Ratgeber: Wie werde ich Wessi“ bis hin zu einem fast neuen Federbett gibt es im Laden fast alles.

Julian Friesinger

Das Runde muss ins Eckige

Zahlengitterrätsel



Waagrecht

1. Deutsche Torhüterlegende
2. Welcher ehemalige Nationalspieler macht heute Werbung für einen Reiseveranstalter?
4. „Das Eckige“
5. Berühmter Berg in Rio de Janeiro
8. Nachbarland von Brasilien
10. Anderes Wort für Stadion
12. Abkürzung Linker Außenverteidiger
13. Weltfußballer 2013
14. Erster Torwart der dt. Nationalmannschaft
16. Abkürzung Deutscher Fußball-Bund
18. Schiri, wir wissen, wo dein ... steht
19. Welche Farbe haben Kokosnüsse am Baum?
20. Wie viele Male war Deutschland Weltmeister?
22. Andere Bezeichnung für einen Fußball
23. Ugs. Fußballplatz
25. Abkürzung Elfmeter
26. Spitzname von Podolski

27. Nachname des deutschen Bundestrainers

Senkrecht

1. Welcher deutsche Bundesliga-Trainer ließ sich Haare implantieren?
3. Abkürzung 1. FC Lokomotive Leipzig
6. Einwohner Rio de Janeiros
7. Europäische Fußball-Union
9. Wer machte Oliver Kahn bei der WM 2002 unglücklich?
11. Wie viele Minuten dauert ein Fußballspiel?
13. Farbe der zweiten Strafkarte
15. Was ist rund und muss ins Eckige?
17. Wie viele Ecken haben die schwarzen Flicker auf dem Fußball?
20. Anzahl der Sterne auf dem Trikot der deutschen Nationalmannschaft
21. Wie viele Spieler hat eine Fußballmannschaft?
24. „Ich sag mal ...“

Unnützes Fußballwissen: die „Hand Gottes“. Bei der WM 1986 machte Argentinien Stürmer Maradona im Viertelfinale gegen England das 1:0 per Hand. Der Schiedsrichter erkannte das Tor an. Maradona sagte dazu: „Es war ein bisschen die Hand Gottes und ein bisschen Maradonas Kopf“. Später wurde Argentinien gegen Deutschland Weltmeister. Erst 2005 gab Maradona das Handspiel zu.

Why Does It Always Rain On Me? Finde die 12 Fehler!



Dienstag, 10. Juni

Vortrag

19 Uhr: „Eine Anleitung zum Widerstand“; mit dem Soziologen und Sozialpsychologen Harald Welzer als Vertreter der Postwachstumsbewegung; Saal 1A; UFZ; Kubus; Permoserstr. 15.

Mittwoch, 11. Juni

Film und Gespräch

19 Uhr: „Ungeschminkt – Die schmutzige Welt der Kosmetik“; Soziokulturelles Zentrum Frauenkultur Leipzig; Windscheidstraße 51.

Vortrag

19 Uhr: Studium universale: „Das falsche Buch“; Die bunte Palette der Beispiele reicht von Verschlimmbesserung von Manuskripten über verlegerische Aufgemanipulationen bis hin zur politischen Tarnschrift der NS-Zeit und im Kalten Krieg; Hörsaal 1; Universitätsstraße.

Donnerstag, 12. Juni

Vortrag

18:15 Uhr: „Text und Mumien“; Die Instruktionen des sog. „Balsamierungsrituals“ im Vergleich mit archäologischen Befunden der ptolemäischen und römischen Zeit; Hörsaal 7; Universitätsstraße.

Vortrag

19 Uhr: „Kunsthandel und Provenienzforschung“; zentrale Aspekte der Raub und Zwangsenteignung insbesondere während der NS-Herrschaft; Institut für Kunstgeschichte; Dittrichring 18-20.

Ausstellungseröffnung

19 Uhr: „Die Jugend der anderen“; Fotos und Erinnerungen von Mädchen aus einer Umerziehungsanstalt der DDR; Soziokulturelles Zentrum Frauenkultur Leipzig; Windscheidstr. 51.

Vortrag

19 Uhr: „Leipzig im Nationalsozialismus: Verfolgung der Sinti und Roma“; Präsentation aktueller Rechercheergebnisse; RLS Sachsen; Harkortstraße 10.

Freitag, 13. Juni

Ausstellungseröffnung

19 Uhr: „Was das Ich von selbst erfährt? (Lernen in Eigenregie)“; Galerie für Zeitgenössische Kunst; Karl-Tauchnitz-Straße 9-11.

Musiktheater

20 und 21 Uhr: „Doppelpass: Anfang der Durchsage“; Oper Dynamo West lädt ein auf eine Reise durch das Viertel um den Lindenauer Markt. Was hören wir, wenn uns die Nachbarn die Türen öffnen? Loft – Das Theater; Lindenauer Markt 21.

Samstag, 14. Juni

Führung

10:30 und 15 Uhr: „In hohem Werth gehalten“; anlässlich des Bachfestes. Vorgestellt werden vor allem die etwa 100 Meisterwerke von Leipziger Instrumentenbauern der Bachzeit; Museum für Musikinstrumente Johannisplatz 5-11.

Vortrag

15 Uhr: „Ich bin der König der Welt“; Ägyptisches Museum Krochhochhaus Goethestr. 2.

Tanz

17 Uhr: „Buraco (Loch)“; auf der Bühne kriechen drei Neugierige durch ein Loch und entdecken neue Welten; Schaubühne Lindenfels Karl-Heine-Straße 50.

Montag, 16. Juni

Kolloquium

16:15 Uhr: „Alte Meister, neue Bilder und die Ästhetik der Kopie. Zur exornatio urbis in flavischer Zeit“; Hörsaal 8; Universitätsstraße.

Dienstag, 17. Juni

Kolloquium

15:30 Uhr: „Inklusion im Sport – Herausforderung und Chance“; Sportwissenschaftliche Fakultät Jahnallee 59.

Vortrag

19 Uhr: „Das Sterntalerexperiment – mein Leben ohne Geld“; Soziokulturelles Zentrum Frauenkultur Leipzig; Windscheidstraße 51.

Tipp des Monats



Foto: Ökolöwe

Sonntag, 15. Juni

Ökofete

Das Fest bietet an 130 Ständen jede Menge zum Staunen, Erfahren und Ausprobieren. Hier können die Gäste sich zu aktuellen Entwicklungen im Umweltbereich informieren, von Musik, Kleinkunst und Kinderspiel begeistern lassen sowie Bio-Köstlichkeiten und Veganes genießen; Clara-Zetkin-Park, weitere Infos: www.ökofete.de

Podiumsdiskussion

19 Uhr: Diskussion zu den Hochschulkürzungen; Anatomiehörsaal, Ecke Liebigstr./Nürnbergerstr.

Konzert

20:30 Uhr: „Stage Night“ Vortragsabend der Fachrichtung Jazz/Populärmusik der HMT; Telegraph, Dittrichring 18-20.

Mittwoch, 18. Juni

Vortrag

13 Uhr: "Was zählt mehr in Bundestagswahlen: Fachpolitik oder Wahlkreisarbeit?"; mit Abgeordneten ins Gespräch zu kommen: Warum engagieren sie sich für Politik, wo doch der Gestaltungswille immer durch die Mitsprache anderer begrenzt wird und Politiker ein schlechtes Image haben? Neues Seminargebäude, Augustusplatz, Raum 203 Universitätsstraße 1.

Kolloquium

15 Uhr: „Zeitzeugen des Hamburger Feuersturms (1943) und ihre Familien“; Konferenzraum des Zentrums für Psychische Gesundheit, Erdgeschoss; Semmelweisstraße 10.

Vortrag

17:15 Uhr: „Technisierung – Isolation – Kommunikation: Aspekte der Eisenbahn im Werk von Ivan Franko“; GWZO, Specks Hof (Eingang A) Konferenzraum Reichsstraße 4-6.

Kolloquium

17:15 Uhr: „Max Weber in Mozambique“; Centre for Area Studies Seminarraum; Thomaskirchhof 20.

Vortrag

19 Uhr: Studium universale: „Nicht alle Tassen im Schrank und Schraube locker – Irrwege des Erfindens“; Hörsaal 1; Universitätsstraße.

Vortrag

19 Uhr: „Das Theater der Anderen“; das Institut für Theaterwissenschaft hat führende Vertreter aller deutschsprachigen theaterwissenschaftlichen Institute eingeladen, das selbst gewählte Motto der Universität Leipzig „Aus Tradition Grenzen überschreiten“ aufzugreifen; Hörsaalgebäude; Hörsaal 6; Universitätsstraße

Donnerstag, 19. Juni

Kolloquium

17:15 Uhr: „Geschichte choreographieren. Zur Theatralisierung der Gedächtnisse nach 1945“; Simon-Dubnow-Institut für jüdische Geschichte und Kultur e. V. an der Universität Leipzig Veranstaltungsraum im Erdgeschoss; Goldschmidtstr. 28.

Freitag, 20. Juni

Vortrag

19 Uhr: „Hotspots der Stadtentwicklung. Ist Leere (noch) Luxus?“; Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät; SR01; Grimmaischestr. 12.

Konzert

19:30 Uhr: Hochschul-Bigband Hannover trifft Hochschul-Bigband Leipzig; HMT Grassistr. 8; Grosser Saal.

Samstag, 21. Juni

Kolloquium

9–18 Uhr: „Herausforderungen von Literatur- und Kulturwissenschaften“ zum Jubiläum des IAFSL; GWZ 23.16; Beethovenstraße 15.

Vortrag

13:15 Uhr: „Kollektive Kontrolle und umweltfreundliche Mobilitätsintentionen in Deutschland und Australien“; Kolloquium Sozialpsychologie; Raum 17, Seeburgstr. 14-20.

Dienstag, 24. Juni

Film und Diskussion:

19 Uhr: „Speed – Die Suche nach der verschwundenen Zeit“; Wo ist die Zeit geblieben, die wir in den letzten Jahrzehnten durch immer ausgeklügelte Technologie und Effizienzmodelle gespart haben? Nato, Karl-Liebknechtstr. 42.

Mittwoch, 25. Juni

Vortrag

19 Uhr: Studium universale: „Lob der Lüge. Zur Evolution der Intelligenz“; Hörsaal 1; Universitätsstraße.

Freitag, 27. Juni

Anzeige

Party

18:30–24 Uhr: Große Feier zum 5. Geburtstag der Mensa am Park; Gutes Essen, Live-Musik & Freibier (so lange der Vorrat reicht); Mensa am Park; Universitätsstr. 5.

Wissenschaft

18–24 Uhr: „Lange Nacht der Wissenschaften“; Wissenschaftler und Studierende öffnen Labore, Hörsäle, Magazine und Archive, die sonst nicht für die Öffentlichkeit zugänglich sind; Universität Leipzig Augustusplatz 10.

Impressum

student!
Die unabhängige Leipziger Hochschulzeitung
Lessingstraße 7
04109 Leipzig
Fon: 0341/355 204 51
Fax: 0341/355 204 52
online: www.student-leipzig.de

Auflage: 10.000 Stück

Druck: Leipziger Verlags- und Druckereigesellschaft mbH & Co. KG

Herausgeber: student! e. V. vertreten durch die Vereinsvorsitzenden Christian Döring und Denis Gießler

Geschäftsführer: Jan Nitzschmann

Anzeigen: UniAnzeigenPool, Inh. Eva-Maria Kasimir,

info@unianzeigen.de,
0172 3411082

Chefredaktion (V.i.S.d.P.):
Julia-Marie Czerwonatis,
René Loch,
chefredaktion@student-leipzig.de

Ressortleiter:
René Loch (Hochschulpolitik),
Julia-Marie Czerwonatis (Perspektive), Robert Briest (Wissenschaft, Thema), Anne Uhlig (Kultur), Annina Häfemeier (Leipzig), Hannes Rother (Interview), Denis Gießler (Sport & Spiele),
Sophia Neukirchner (Service),
Myriel Hermann (Kalender),
Ariane Dreisbach (Rätsel),
Alexander Schlee (Foto),
Eva Bretschneider (Layout, Online),
Miriam Pschirrer (Film).

Redakteure:
Alexander Schuch,
Alexander Sinoviev,
Alexandra Hildebrandt, Eve Ehrlichmann, Julia Rohrer,
Julian Friesinger, Martin Peters, Mehmet Dogan,
Melanie Schröder, Mirjam Ratmann, Niklas Tolkamp,
Sofia Dreisbach, Tobias Ungerer, Vanessa Gregor

Geschäftsbedingungen:
Zurzeit gelten die Mediadaten, Stand 2013. Alle Rechte und Irrtum vorbehalten. Die Zeitung und die in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck oder Vervielfältigung (auch auszugsweise) ohne Genehmigung des Herausgebers sind mit Ausnahme der gesetzlich

zugelassenen Fälle verboten. Die Redaktion behält sich das Recht auf Veröffentlichung und Bearbeitung von unverlangt eingesandten Manuskripten und Fotos vor und übernimmt keinerlei Haftung. Namentlich gekennzeichnete Beiträge entsprechen nicht unbedingt der Meinung des Herausgebers oder der Redaktion. Erfüllungsort, Gerichtsstand und Vereinsregister ist Leipzig. Die Zeitung erscheint monatlich außer in den Semesterferien und ist kostenlos.

Nächste Ausgabe erscheint am 07.07.2014
Anzeigenschluss ist der 25.06.2014,
Redaktionsschluss am 25.06.2014

Sie haben 5 Trümpfe in der Hand!



Heimat für Fachkräfte.

Ob wachstumsstarke und innovative Unternehmen, schmucke Altbauten zu erschwinglichen Mieten, eine traumhafte Natur, eine traditionsreiche Geschichte und exzellente Universitäten und Hochschulen. Es gibt viele gute Gründe in Sachsen erfolgreich durchzustarten.

Profitieren Sie vom Erfolg Sachsens! Jedes Jahr entstehen zahlreiche neue Arbeitsplätze. Der sächsische Arbeitsmarkt ist so aufnahmefähig wie noch nie.

Erfahren Sie mehr unter www.heimat-für-fachkräfte.de und auf unserer Facebook-Seite.

 Heimat für Fachkräfte

STAATSMINISTERIUM
FÜR WIRTSCHAFT
ARBEIT UND VERKEHR



Freistaat
SACHSEN

HEIMAT FÜR FACHKRÄFTE.
www.heimat-für-fachkräfte.de